

# Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei  
in der Tschechoslowakischen Republik.

10. Jahrgang.

Donnerstag, 19. Juni 1930.

Nr. 143.

Bezugs- Bedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder  
bei Bezug durch die Post:

monatlich . . . . . Ks 16.-  
vierteljährlich . . . . . 48.-  
halbjährig . . . . . 98.-  
jährlich . . . . . 192.-

Abstellung von Manu-  
skripten erfolgt nur bei Ein-  
sendung der Retourkarte.

Erscheint mit Ausnahme  
des Monats täglich (12)

## Ablehnung kürzerer Arbeitszeit im Bergbau

auf der Genfer Konferenz.

Genf, 18. Juni. Die Verhandlungen der Internationalen Arbeitskonferenz über die Arbeitszeit im Kohlenbergbau haben in einem der wichtigsten Punkte, der Festsetzung der Dauer der Arbeitszeit, bei den heutigen Abstimmungen in der Kommission zu keinem Ergebnis geführt. Zunächst ist der Antrag der Arbeitergruppe, die Arbeitszeit auf sieben Stunden festzusetzen, von den Regierungen und Arbeitgeber abgelehnt worden. In der Nachmittagsitzung wurde der Antrag der englischen Regierung, der eine Arbeitszeit von 7 1/2 Stunden vorsieht, abgelehnt. Der englische Arbeitervertreter Cook erklärte, daß die Bergarbeiter nunmehr kaum noch ein Interesse an einer internationalen Konvention hätten und daß sie es vorzögen, ihre Forderungen in den einzelnen Ländern durchzusetzen. Auch gegenüber dem Antrag des Internationalen Arbeitsamtes, der eine Arbeitszeit von 7 1/2 Stunden vorschlägt, wobei während einer Uebergangszeit von 3 Jahren jeder Staat, der das Abkommen ratifiziert, die Arbeitszeit auf 7 1/2 Stunden festsetzen kann, bestanden die Arbeitnehmer auf der Vertagung. Es liegt auch noch ein deutscher Regierungsantrag vor, worin eine 7 1/2 stündige Arbeitszeit vorgeschlagen wird mit der Maßgabe, daß nach dem Inkrafttreten der Konvention eine technische Konferenz die Möglichkeit einer weiteren Kürzung prüfen soll. Die bisherige Haltung der Arbeitergruppe hat jedoch schon ergeben, daß für den deutschen Antrag keine Mehrheit vorhanden ist.

## Scharfes Rencontre Snowdens mit der Opposition.

London, 18. Juni. Das Unterhaus, das gestern nachmittag zu einer Sitzung zusammengetreten war, war um halb 7 Uhr morgens noch immer versammelt. In vierzehn Stunden hatte das Haus sich mit eineinhalb Klauseln der Finanzbill beschäftigt. Ein Ende der Sitzung scheint noch in Sicht zu sein, da Snowden hartnäckig verlangt, daß noch neunzehn Klauseln erledigt werden, bevor sich das Haus vertagt. Je offensichtlicher die Opposition ihre Politik für Obstruktion betrieb, um so aggressiver wurde der Ton des Schatzkanzlers, der sich weigerte, auf den letzten Vertagungsantrag der Opposition auch nur zu antworten.

London, 18. Juni. Im Unterhause stellte die Opposition heute Nachmittag, nachdem die Sitzung 21 Stunden gedauert und das Haus endlich zur dritten Klausel des Finanzgesetzes gekommen war, die Frage, bis wann die Regierung die Sitzung verlängern wolle. Snowden, der lange Zeit von der Opposition überhaupt keine Notiz genommen hatte, erklärte, es sei ganz unmöglich gewesen, den vier Stunden vorher gestellten Antrag Churchills anzunehmen, da die Schlußbemerkung Churchills unangehörig und beleidigend gewesen sei. Churchill sei für die Verzögerung verantwortlich. Snowden bestritt, daß er das Unterhaus oder die Opposition mit Verachtung behandle, wie Churchill behauptete. Er habe im Gegenteil sein Möglichstes getan, um sie zu verderben. Austen Chamberlain griff lebhaft in die Debatte ein und erklärte, die Sitzung komme wegen der schlechten Laune Snowdens nicht zum Schluß. Snowden mußte sich fügen, daß er das Unterhaus vielleicht überzeugen, aber nicht treiben könne. Chamberlain forderte, das Erscheinen des Premierministers, damit er dieser Lage ein Ende mache. Schließlich war Snowden mit dem Vertagungsantrag einverstanden und die Sitzung wurde um 12 Uhr 35 Minuten aufgehoben.

## Vorkampf zwischen kommunistischen Abgeordneten.

Danzig, 18. Juni. Im Volkstag kam es heute zu Tätlichkeiten zwischen zwei Abgeordneten. Vor Eintritt in die Tagesordnung hatte der vor kurzem aus der kommunistischen Partei ausgeschlossene Abgeordnete Spik eine Erklärung abgegeben, in der er schwere Angriffe gegen die kommunistische Partei erhob. Als er sich wiederum auf seinen Platz zurückbegeben wollte, drang der kommunistische Abgeordnete Kressl auf ihn ein und bearbeitete ihn mit Faustschlägen. Es entstand ein regelrechter Vorkampf zwischen den beiden Abgeordneten, die nur mit Mühe auseinandergebracht werden konnten. Der Abgeordnete Kressl wurde von der Sitzung ausgeschlossen.

## Rücktritt des Reichsfinanzministers.

Die Regierung zieht nicht die Konsequenzen. — Klares Programm der Sozialdemokraten.

Berlin, 18. Juni. (Eigenbericht.) Was schon seit Tagen zu erwarten war, ist heute eingetreten: Der Reichsfinanzminister Moldenhauer ist heute von seinem Amt zurückgetreten. Diesem Beschluß ist die Ablehnung der Bemessungsvorschläge der Regierung durch die Öffentlichkeit und jetzt durch den Reichsrat vorgegangen. Moldenhauer wäre aber auch deshalb nicht gegangen, wenn ihn nicht sein Fraktionsvorsitzender, Dr. Schulz, zum Rücktritt veranlaßt hätte. Was weiter folgen wird, läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen. Wenn die Regierung konsequent wäre, so müßte sie in ihrer Gesamtheit gleichfalls den Rücktritt erklären. Denn sie hat für das Bedeckungsprogramm Moldenhauers die Verantwortung übernommen, und die wichtigsten Teile daraus: das Beamten-Notopfer und die einprozentige Erhöhung der Beiträge der Arbeitslosenversicherung stammen aus den Vorschlägen des dem Zentrum angehörigen Arbeitsministers Stegerwald. Vorkäufig scheinen aber der Reichszentralrat Brüning und die übrigen Minister immer noch zu glauben, daß sie sich halten könnten, freilich nicht mit dem bisherigen Deckungsprogramm, sondern durch ein Kompromiß der bürgerlichen Parteien, das allerdings noch nicht einmal in den Grundzügen festgelegt ist.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat sich in mehreren Sitzungen mit der gegenwärtigen Wirtschaftslage und Finanzlage und den Deckungsvorschlägen der Reichsregierung beschäftigt. In diesen Aussprachen wurde allgemein die Notwendigkeit anerkannt, die Fehlbeträge des Reichshaushaltes alsbald zu decken und damit die richtigen Voraussetzungen für die Belebung der Wirtschaft und

die Aufrechterhaltung der Sozialpolitik zu schaffen. Dagegen wurde dem Versuch, die jetzige Wirtschaftskrise zu einem Abbau der Löhne und Gehälter sowie der Sozialpolitik zu benützen, entschiedener Widerspruch angekündigt. Das gilt insbesondere von den Vorschlägen der Reichsregierung zum Abbau der Leistungen der Arbeitslosen- und der Krankenversicherung. Volle Uebereinstimmung bestand darüber, daß das wichtigste Erfordernis in der gegenwärtigen Situation die Arbeitsbeschaffung sei. Uebereinstimmung herrschte ferner über die Notwendigkeit reichlicher Ersparung bei öffentlichen Ausgaben. In erster Linie müßten die Militärausgaben erheblich herabgesetzt und der gegenwärtigen Notlage des Reiches und des Volkes angepaßt werden. Dies gilt auch für viele andere Ausgaben, so die des auswärtigen Dienstes, Pensionen etc. etc. Soweit durch Ersparnisse die Deckung nicht erzielt werden könnte, sei die Beschaffung neuer Einnahmen unerlässlich. Das Deckungsprogramm der Reichsregierung wird jedoch von der Allgemeinheit sowohl in seinen Grundzügen, als auch in vielen Einzelheiten abgelehnt. Da der Fraktion eine große Zahl von positiven Vorschlägen vorlag, durch die die Ueberwindung der Wirtschaftskrise angebahnt und die Finanzierung erzielt werden soll, wurde der Vorstand der Fraktion beauftragt, der Fraktion in der nächsten Sitzung Richtlinien zu unterbreiten. Der Vorstand hält morgen eine Sitzung ab, in der die Richtlinien ausgearbeitet werden sollen; die endgültige Beschlussfassung wird in einer Sitzung der Gesamtfraktion am Freitag erfolgen.

## Aus dem Belgrader Gefängnis.

Fürchterliche Mißhandlungen einer deutschen Schriftstellerin.

Berlin, 18. Juni. Die deutsche Schriftstellerin Isolda Keiter aus Groß-Bederau, die aus dem Belgrader Gefängnis entlassen worden ist, hat nach einer Meldung des „Volksanzeigers“ aus Belgrad bei dem Ministerpräsidenten Jivkowič die Strafanzeige gegen mehrere Polizeioffiziere und Polizeiangenoten erstattet, daß sie während der Zeit ihrer Inhaftierung schweren Mißhandlungen ausgesetzt war. Man wollte von ihr bei der Polizei das Geständnis erpressen, daß sie im Auftrage des ehemaligen deutschen Abgeordneten Wilhelm Keuner gehandelt habe. Isolda Keiter erklärt in ihrer Anzeige, daß sie auf Befehl des Polizeiangenoten Kratojow an Händen und Füßen gefesselt worden sei, worauf der

Detektiv sie zu Boden geworfen und ihre Arme über die Knie gezogen habe. Unter den Knien habe er über die Arme einen eisernen Stab durchgesteckt, so daß sie sich nicht mehr hätte bewegen können. In Anwesenheit des Polizeisekretärs Strichkoff seien ihre entblößten Füße dann mit einem spanischen Rohr bearbeitet worden. Diese Mißhandlungen haben am 15. Mai von 9 Uhr abends, abgesehen von einigen Unterbrechungen, bis Mitternacht gedauert. Da sie furchbar geweint und geschrien habe, daß man es im ganzen Hause höre, habe man ihr einen Ankel in den Mund gesteckt und ihren Kopf in eine dicke Decke gewickelt. Infolge der furchtbaren Qualen habe sie alle Fragen der Polizei bejaht.

## Carols Minister raffen mit dem Säbel.

Die Ventschisten gegen den Butsch.

Paris, 18. Juni. Der Bukarester Korrespondent des „Echo de Paris“ bringt eine Unterredung mit dem rumänischen Ministerpräsidenten Maniu und mit Außenminister Mironescu. Der Ministerpräsident erklärte, in der Außenpolitik Rumäniens würden absolut keine Änderungen eintreten. Außenminister Mironescu legte dann eingehend den Standpunkt Rumäniens zu seinen Nachbarn, namentlich gegenüber Rußland und Ungarn dar. Seinen Ausführungen zufolge gründe sich das Verhältnis Rumäniens zu seinen Nachbarn auf die Respektierung des territorialen Status quo und der Friedensverträge. Deren Nichterfüllung würden einen Krieg herausbeschwören, der einen allgemeinen Krieg bedeuten würde. Die Beziehungen Rumäniens mit Ungarn hätten sich seit der Regelung der Opatantfragen gebessert, doch könne nicht einmal die kleinste Grenzänderung in Erwägung gezogen werden. Auf die Frage des Berichterstatters, was Rumänien tun würde,

wenn der ungarische König, Otto Habsburg, plötzlich in Ungarn mit dem Flugzeug landen würde, antwortete der rumänische Außenminister: Wir sehnen uns nicht darnach, uns in die inneren Angelegenheiten Ungarns einzumischen. Ungarn könne sich als Republik erklären, Ungarn könne als Königreich erklärt werden, ganz wie es ihm beliebt — das sei seine Sache. „Wir sind aber der Meinung, daß heute gerade so wie früher jedes Ereignis, das die Erneuerung der Deklaration ungarischer Monarchie zur Folge hätte, eine Provokation und ein Angriff auf die Friedensverträge bedeutet.“ — „Was würden Sie in einem solchen Falle tun?“ fragte der Korrespondent. „Das hängt von den Umständen ab. Möglicherweise würde dies Krieg bedeuten. Vielleicht würden wir eine vollkommene Blockade Ungarns durchführen und alle Eisenbahnverbindungen unterbrechen, so daß wir Ungarn isolieren und seine Absichten unmöglich machen würden. Ich will nicht alle Einzelheiten in diesem Augenblick aufzählen — sagte der Außenminister — bei Besprechung eines Ereignisses, das kaum eintreten dürfte. Seien Sie jedoch versichert, schloß der Minister, daß wir und unsere Verbündeten mit aller größter Energie reagieren würden.“

## Bergeudung politischen Kapitals.

In einer Unterredung, die Präsident Masaryk dem bekannten französischen Journalisten Jules Sauerwein gewährte, äußerte der Präsident verschiedene optimistische Auffassungen über die Lage Europas, erklärte, daß eine tatsächliche Entspannung eingetreten sei und daß auch die Mehrheit der Bevölkerung Deutschlands vernünftige Anschauungen nicht verloren habe, die ebenso wie die „starke deutsche Minorität bei uns“ nicht die Aufhebung der Friedensverträge anstrebe. Die Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik verlangten, so sagte der Präsident, gewiß nicht die Umgestaltung der Grenzen, was überhaupt praktisch nicht möglich wäre, weil die Deutschen nicht in Gruppen leben, sondern „in verschiedenen Zentren an der Peripherie zerstreut“ und ihr Hauptquartier sei die Stadt Prag selbst. Ohne auf die vielleicht sehr strittige Meinung von der Unmöglichkeit der Umgestaltung der Grenzen, weil die Deutschen nicht in Gruppen (soll wohl besagen: geschlossenen Gruppen) leben, einzugehen, sei zugegeben, daß der Präsident die Stimmung und Gesinnung der deutschen Bevölkerung richtig beurteilt. Sie ist nicht irredentistisch und sie ist es, abgesehen von ein paar politischen Träumern und Wirrköpfen auch niemals gewesen, trotz vielen bitteren Unrechts, das ihr zugefügt wurde. Sie hat, was leider vom „Staatsvolk“ bisher nicht anerkannt worden ist, ihr augenblickliches geschichtliches Schicksal mit Würde, Ruhe, Loyalität und Fassung hingenommen, allerdings hat sie weder jetzt noch früher jenes Maß von Liebe und Begeisterung für die herrschenden Zustände und die ihr zuteil gewordene Behandlung aufgebracht, das die erhitzen Patrioten als Mitgefühl von ihr gefordert haben. Dennoch fühlen sich die Deutschen in der Tschechoslowakei durchaus als Bürger des Staates, sie haben ihm gegenüber ihre Pflichten erfüllt, aus ihrer Mitte ging nicht eine der großen Affären hervor, die das Vorhandensein eines Korruptionsjampfes bekundeten und es gibt heute weder politische Parteien noch irgendwelche Gruppen, die eine Umgestaltung der Grenzen ernsthaft und unmittelbar anstreben würden.

Keinem der europäischen Staaten wurde durch die Friedensverträge eine numerisch so starke und kulturell hochentwickelte nationale Minderheit einverleibt, wie der jungen Tschechoslowakischen Republik, keinem aber auch damit ein so hohes Maß der Verantwortung auferlegt. Wenn nun jetzt nach fast zwölfjährigem Bestande des neuen Staatswesens der Präsident feststellen darf, daß die ungewöhnlich starke nationale Minderheit der Deutschen sich in das Staatsganze eingegliedert habe, oder doch wenigstens keine Abänderung ihrer staatlichen Zugehörigkeit erstrebe, so bedeutet dies für den Staat und für das tschechische Volk ein hoch zu bewertendes politisches Kapital, das jeder den wirklichen Staatsinteressen dienende Tscheche fürsorglich zu betreten und zu verwalten bestrebt sein müßte. Aber mehr als zehn Jahre hindurch wurde in der leichtfertigen und unverantwortlichen Weise gegen die einfachste Staatsraison gesündigt, wurde an dem politischen Kapital der Loyalität des deutschen Volkstammes Raubbau getrieben und dessen Erziehung zu Staatsgesinnung vernachlässigt. Und es ist auch seither nicht viel besser geworden, denn noch immer fehlt der Mut und die Ehrlichkeit bei den Verantwortlichen, der deutschen Bevölkerung jene grundlegenden kulturellen und materiellen Lebensrechte zu gewähren, die für die Sicherheit ihrer Existenz und ihres Aufstiegs unerlässlich sind. Präsident Masaryk hat die Stadt Prag als das Hauptquartier der Deutschen bezeichnet, aber just in dieser Stadt wird der deutschen Bevölkerung die Mißachtung ihrer Sprache auf Schritt und Tritt bezeugt.

Doch das ist nur ein kleiner Teil des Unrechts, das gegenüber der deutschen Bevölkerung tägliche Pragis ist. Das Schmerzlichste

und Verbitterndste ist, daß den Deutschen die Verwaltung ihres Schulwesens noch immer vorenthalten ist, ist auch die früher von den Verantwortlichen im Staate, jetzt zum großen Teile von im Hintergrunde stehenden unverantwortlichen Faktoren gegen sie betriebene nationalpolitische Schulpolitik überhaupt. Zur Zeit, da die Meinungen der Staatspräsidenten über die Einstellung der Deutschen zum tschechoslowakischen Staate an die Öffentlichkeit gelangten, gab es im Schulausschusse des Abgeordnetenhauses eine Debatte, in der Abgeordnete Falck einige Fälle über die Entnationalisierungsbestrebungen im Minderheitenschulwesen dem Schulminister vor Augen führte. In den rein deutschen Gebieten des Böhmerwaldes werden deutsche Kinder zum Besuche tschechischer Schulen verhalten und tschechische „Minderheitenschulen“ gegründet, wo es gar keine solchen Minderheiten gibt. Die Zahl solcher und ähnlicher Fälle ist eine weit größere, als man offiziell zugeben gewillt ist. Der Druck auf die öffentlichen Angestellten oder sonst irgendwie abhängigen Personen, ihre Kinder in tschechische Schulen zu schicken, ist ein fortgesetzter und es fehlt an gesetzlichen Bestimmungen ebenso wie an gutem Willen, ihm zu steuern.

Es ist ein sehr fragwürdiger Gewinn, der sich daraus für die tschechische Nation ergeben kann; der dadurch gestiftete Schaden, angeordnet an der Gesinnung der deutschen Bevölkerung, steht dazu jedenfalls in einem trafen Mißverhältnis und nur jene nationalpolitischen Trampeltiere, die glauben, sich jetzt und für alle Zeiten über die Gesinnung der nationalen Minderheiten gegenüber dem Staate achtsam hinweggehen zu können, werden diesen Schaden gering achten. Es ist böswilligste und bewußte Verdrehung, wenn die tschechischen Chauvinisten — die wir übrigens niemals als mehr verabscheuungswürdig angesehen haben, wie ihre deutschen Gegenfüßler — in jedem Einspruch gegen die Mißbräuche in der sogenannten tschechischen Minderheitenschulpolitik, wie in jeder Mahnung zur Einsicht und Befinnung prompt den Versuch erblicken, das tschechische Volk bevormunden und es in seiner Fürsorge für ihre im deutschen Sprachgebiete lebenden Volksgenossen hindern zu wollen. Mit der Behauptung, die Deutschen wollten germanisieren, machen sie sich bei jedem, der die Verhältnisse kennt und der die Hebermacht des tschechischen Einflusses im gesamten öffentlichen Leben kennt, ebenso lächerlich wie mit der Aufrechterhaltung der Fiktion, die Deutschen wären die Unterdrücker, gegen die eine eigene, zähe und rückfällige Schutzarbeit betrieben werden müsse. In Wahrheit dient diese sogenannte Schutzarbeit ganz anderen Zwecken, am allerwenigsten aber solchen, die geeignet wären, das Zusammenleben der beiden großen Volksstämme im Staate friedfertiger und erträglicher zu gestalten. Dieser Sorte von Zeitgenossen werden die Feststellungen des Staatspräsidenten, daß die deutsche Bevölkerung keine Umgestaltung der Staatsgrenzen verlange, als eine Art Geschäftstörung erscheinen, ihr wäre weit lieber, wenn die Deutschen in Vausch und Bogen zu Irredentisten und Staatsfeinden gestempelt

würden. Neben diesen nationalistischen Brunnengigstern gibt es im tschechischen Volke aber doch auch viele, die zu erkennen fähig sind, welches politische Kapital eine solche Einstellung der großen deutschen Vorkämpfer für den Staat und seine Zukunft

## Katzenjammer der Hahnenschwanz-Anbeter.

Es gab auch im sudetendeutschen Lande eine ansehnliche Gemeinde derer, die den Hahnenschwanz anbeteten und bereit waren, ihrem Högen Menschenblut zu opfern oder sich doch freuten, wenn in Oesterreich wieder ein Arbeiter von den Soldnern der Industriellen abgeknallt wurde. Wir haben von Zeit zu Zeit die Herren, die da vorgaben, demokratische Politiker und Publizisten zu sein, und vor Begeisterung für Steidle und Primmer das Wasser nicht halten konnten, auf ihre Sympathie für ein Banditentum festgelegt, das sich sonst in der Welt einer sehr einmütigen Verachtung erfreut. Nun wird der Herr Waldemar Pabst von Schöber aus Oesterreich ausgewiesen und die Christlichsozialen und die deutschnationalen Freunde des Heimwehrfaszismus sind in Verlegenheit.

Es ist schwer zu entscheiden, wer von den beiden Heroen, der Schöber oder der Pabst, sich die größeren Verdienste um die Nation erworben hat. Der Pabst zeichnet verantwortlich für die Ermordung Liebnechts und Rosa Luxemburgs, das macht ihn natürlich jedem völkischen Herzen teuer. Aber der Johann Schöber hat schließlich mit seinen 90 Toten vom 15. Juli auch seinen Platz in der Walsalla ehrlich erstritten. Es ist ein verflucht schweres Problem: der alte deutsche Brudersatz flammte auf, wenn ein österreichischer Wachmann einen preussischen Major vor die Tür setzt, die völkischen und überhaupt die christlich-germanischen Herzen bluten ob der kläglichen Kunde und die Gehirne stehen wie immer, wenn die angelernte Phrasen verjagt, unweigerlich still.

Die christlichsozialen Blätter, die „Deutsche Presse“ Wahr-Hartings und „Das Volk“ Lufschas lassen sich etwas „von besonderer österreichischer Seite“ schreiben. Man ist von dieser Seite nichts Besonderes gewohnt. Diesmal ist es aber doch nicht so uninteressant. In den Spalten, in denen noch vor kurzem äppiger Lorbeer für die Heimwehr wucherte, schießen jetzt staaliche Disteln und bitterer Wermuth ins Kraut:

„Es wird in rascher Folge darüber völlig Klarheit geschaffen werden müssen, ob diese Volksbewegung auch weiterhin als Etappe der demokratischen Republik in überparteilichem Sinne wirken, oder, selbst zur Partei geworden, eigene Wege gehen will. Die Stunde ist für die Heimwehrbewegung schicksalhaft, die ganze Verantwortung liegt bei der Führung. Die stellt sich nun das Bürgertum Oesterreichs zu den Vorgängen?“

Schon seit Wochen konnte man in den bürgerlichen Kreisen der österreichischen Republik eine immer wachsende Beunruhigung feststellen. Mit tiefem Unbehagen spürte man, wie der machtvolle Aufstieg der bürgerlichen Politik, der am 15. Juli 1927 begonnen und seither kaum eine Unterbrechung erfahren hat, nunmehr an einer Weggabelung angelangt ist, an der, wenn nicht in letzter Stunde den rückläufigen Kräften Einhalt

bedeutet und die nun endlich auch den Mut finden müßten, an der dauernden innerpolitischen nationalen Befriedung entschlossen und zielbewußt zu arbeiten! Und damit der Bergung wertvollen Staatsgutes entgegenzuwirken!

geboten wird, der Abstieg einsehen muß. In diese Situation ist aber, darüber herrscht kein Zweifel, die bürgerliche Politik durch schwere Fehler der Bundesführung der Heimwehren gedrängt worden. Einer jungen, starken Volksbewegung wird man, insbesondere in ihren Anfängen und während ihres Vormarsches, manche Ueber-treibung (etwa ein paar Morde! Die Red.) zuzugute halten. Aber was die österreichische Heimwehrführung in den letzten Wochen getan hat, das war nicht mehr als temperamentvolle Ueber-treibung zu erklären und zu entschuldigen; man hatte klar den Eindruck eines zielbewußten Vorgehens, das sich gegen den ursprünglichen Grundgedanken der Bewegung richtet und ihn je länger, desto deutlicher in sein Gegenteil verkehrt.“

Es war einmal... Es ist eine Heldensage geworden und der künftige Sängler wird die Versfüße nach den Straßarten der Heroen abzählen können! Nun wendet sich zum Bösen. Die Heimwehr, sagt die „besondere Seite“ weiter, habe die Mission gehabt, das Bürgertum zu einigen, mit Mut zu erfüllen, eine Klammer zu sein. Nun stellt sie sich gegen die bürgerlichen Parteien selbst, was „selbstverständlich nicht in der Idee der Heimwehrbewegung lag“ — was sich aber jeder vernünftige Mensch, also anscheinend kein Akerikaler, an den Fingern abzählen konnte. Noch bleibt Zeit zum Besinnen und zum Beten. Vielleicht erleuchtet Gott die Heimwehrführer und läßt sie auf die Sonderkandidatur verzichten. Warnend erheben die „Freunde“ ihre Stimme:

„Die Heimwehrführung wurde von ihren Freunden wiederholt gewarnt, alles war aber vergebens. In Korneuburg hat der erste Bundesführer Dr. Steidle den vielleicht verhängnisvollsten in einer Reihe verhängnisvoller Fehler gemacht, er hat den Heimwehren das Ziel der Ergreifung der Macht im Staate gesetzt und zur Erreichung dieses Zieles den Gehelchut vor den bürgerlichen Parteien ausgeplant. Schon vorher hat die Heimwehrführung versucht, der Regierung in die Arme zu fallen, ihr Hindernisse auf dem Wege zu bereiten, auf dem bereits Erfolge erzwungen wurden, der aber noch nicht zu Ende gegangen ist. Der provozierte Kampf gegen alle möglichen Fronten bedroht die Heimwehren mit ihrer Zersplitterung. Schon kriselt es in den Heimwehrmassen ungewidrig. Es bleibt nicht mehr viel Zeit für die notwendige Umkehr. Personen dürfen keine Rolle spielen, wenn durch sie das große gemeinsame Ziel der bürgerlichen Bewegung in Oesterreich gefährdet wird. Das ist der entscheidende Gedanke, zu dem sich die Heimwehrbewegung rasch durchstämpfen muß, wenn sie ihre großen Ziele wirklich erreichen will. Die Schicksalsstunde der österreichischen Heimwehrbewegung hat geschlagen.“

Auch die „Sudetendeutsche Tageszeitung“ gibt sich, in dem Gewissens- und Herzenskonflikt zwischen der Verehrung für Schöber und der

## Dafür haben Sie immer und überall Geld!

Paris, 18. Juni. Auf Grund der gestrigen Beratungen des Unterausschusses für die finanzielle Seite der nationalen Verteidigung, an denen neben dem Kriegs- und Luftfahrtminister auch der Marineminister teilnahmen, plant die Regierung, wie „Echo de Paris“ wissen will, einen Zinsajokredit von 1 Milliarde Franken für die nationale Verteidigung bei der Kammer zu beantragen.

Hochachtung vor Pabst, beide mit Sozialistenblut erkaufte, den Anschein, vom Monde gefallen zu sein und orakelt:

„Die Ausrufung einer Diktatur in Oesterreich war niemals so nahe gewesen wie in jener ersten Dezemberwoche, da alles auf des Messers Schneide stand und der Stadtführer der Heimwehren nur noch auf das letzte Signal wartete, um bei dem Putsch die Rolle des Generalschadts zu spielen. Aber Bundeskanzler Dr. Schöber blieb auf dem Boden der Gesetzmäßigkeit und das war dann die erste große Enttäuschung, die er denen bereitete, die ihm den Weg zur Regierung geebnet hatten. In ihr muß man die psychologische Ursache dafür suchen, daß — nicht so die ganze Bewegung als vielmehr ihre Führung — immer mehr auf Abwege geriet und sich schließlich rettungslos in einem Gestrüpp abstrakter Demagogie verirrte. Die Heimwehren waren einmal über den Parteien gestanden und wollten nichts anderes tun, als ihnen dienen. Aber dann kam über Nacht der Umschwung, als sich die politische Entwicklung in anderen Bahnen vollzog, als man angenommen hatte. Die ersten über Genf kommenden Nachrichten, der Bundeskanzler habe sich den Wächtern gegenüber zu einem Entlassungsgesetz verpflichtet, das den Anfang zu einer Auflösung der bewaffneten Organisationen in Oesterreich bilden würde, war das Signal zu einem völligen Frontwechsel. Die Führung der Heimwehren sah jetzt den gefährlichsten Gegner gewissermaßen im eigenen Lager und sie verlangte, daß sich die Parteien ihrem Postulat unterwerfen. Das sogenannte Korneuburger Gelebens, das als oberste Zielsetzung der Heimwehren die Forderung nach der Macht im Staate ansprach, ließ seinen Zweifel mehr übrig, welcher Art die neuen Pläne waren und die angeordnete Achtung aller bürgerlichen Abgeordneten, die einen solchen Eid verweigern würden, konnte nicht anders gedeutet werden, denn als schärfste Kampfanlage.“

Sie hatten sich das so schön vorgestellt, daß die Heimwehren ihre süggeme Garde bleiben und ihnen jeweils ihre parlamentarischen Forderungen apportieren würden. Daß der Steidle und der Primmer, der Pabst und der Stumpf, diese „überparteilichen“ Idealisten, den kleinen Ehrgeiz haben könnten, sich auf den Platz der Herren Politiker zu setzen, das ahnten sie nicht und es trifft sie wie der Blitz aus heiterem Himmel.

Wenn alle untreu werden, so bleiben die Braunhemden den Hahnenschwänzen doch treu. „Der Tag“ bricht eine Lanze für Pabst und bringt den Schritt Schöbers mit dessen Ernennung — zum Ritter der Ehrenlegion in Zusammenhang. Mehr Aufopferung, als diesen Stoppsprung, kann man wohl nicht verlangen. Es bleibt aber die Frage offen, ob der waghalsige „Gedankengang“ der Braunhemden nicht mit der brüchenden Säge zusammenhängt!

## Die Unbezähmbaren.

Roman von Max Brand. 67  
Deutscher Reichs, Th. Knorr Nachf. Verlag, Berlin

Die Uhr schlug, drei eilige, gellende Schläge — eins, zwei, drei! Und ehe der letzte Schlag verhallt war, stand Blac Bar in der Tür. Seine Augen waren auf Jim Silent gerichtet. Der stand am Schantisch. Mit beiden Armen stützte er sich rücklings gegen die Kante, aber er schien den Wolf nicht zu sehen, sogar als das Tier lautlos hereinschlitt und mit heraushängender Zunge und fletschenden Zähnen sich vor ihm drohend niederbuckte. Jim Silent hatte nur Augen für den leeren Raum zwischen den zwei Türpfosten. Auf seinem Gesicht malte sich das Grauen vor dem, was er da draußen hörte, dem leisen melodischen Pfeifen, das rascher und rascher näher kam.

Wählich brach es ab. Ein leiser Schritt draußen auf den Brettern der Veranda, unhörbar fast wie die schleichende Tappe eines Panther. Und der Pfeifende Don stand auf der Schwelle. Er füllte den Türrahmen nicht aus, wie Jim Silents mächtige Schultern es getan hatten. Er war schlant, schlant beinahe wie ein Mädchen, und so jung, so blutig — so kindlich grazios — es war seltsam, daß bei seinem Anblick die Kampfperpeten kämpften der Berge sich zusammenzuckten und daß ihre Hände sich mühsam um den Revolverkolben krampften. Dans Augen waren auf Silent gerichtet. Und wie es in ihnen blühte!

„Wart!“ sagte die sanfte Stimme. „Troll dich hinaus! Geh zu Satan.“

Gehorsam machte der Wolf kehrt und schlich hinaus. Weicht, geräuschlos, wie eine große Rahe glitt Dan jetzt zum Schantisch hinüber. Der riesige Bandit ragte hoch über ihn empor. Er

blickte ihm lächelnd ins Gesicht. Und Jim Silent? Das war keine Furcht, was in tiefen Linien auf seinem Gesicht geschrieben stand — es war überwältigendes, abgründiges Grauen, das Grauen eines Menschen, dem in tiefer Winternacht plötzlich ein Gespenst in den Weg tritt. Der Raum war voll von Menschen. Blendendes Tageslicht fiel zur Tür herein, trotzdem schien nichts hier zu leben als Dan Barrys Lächeln. Er zog seine beiden Revolver heraus und ließ sie auf den Schantisch gleiten.

Jim zog seine Arme dichter an den Körper. Er schien sich langsam zu sammeln. Sein Gesicht verriet, daß er noch einmal Zutrauen zu seiner eigenen Körperkraft gefaßt hatte. In seinen Augen blühte die Kampflust auf, bei Lust, Blut zu vergießen, die Antwort auf das unheimliche gelbe Glänzen in den Augen seines Gegners.

Dan öffnete den Mund: „Silent, Ihr habt mich mit meinem eigenen Blut besetzt. Ich habe den Geschmack nicht vergessen. Heute wird der Fleck getischt werden oder er wird größer. Wißt Ihr, wo er sitzt? — Hier!“

Er hob die Hand und verfehlte mit dem Rücken dem Banditen einen leichten Schlag auf den Mund. Mit einem viehischen Knurren holte Silent zum Schlag aus. Seine Faust schloß in die leere Luft hinaus. Er fuhr herum und schlug von neuem. Ein gedämpftes Lachen gab ihm Antwort. Er hätte ebensogut mit einem Schatten boxen können.

„Sollte noch einmal!“ brüllte er und warf sich mit ausgebreiteten Armen auf seinen Gegner. Der Anprall warf sie beide auf den Boden, sie überschlugen sich, und ehe sie noch liegengeblieben, schlossen sich schnelle Finger eifern um Jim Silents Stiernaden, während sich die Daumen ihm in die Kehle bohrten. Sein Gesicht verzerrte sich. Mit einer gewaltigen Anstrengung arbeitete er sich wieder auf die Füße, mit beiden Fäusten stichelte er auf Dans gefen-

tem Kopf. Er fuhr sich mit den Händen an die Kehle und versuchte die drohenden Finger wegzureißen. Sie hielten wie angeschmiedet. Das gedämpfte Lachen, das unerträgliche, immer wiederkehrende Lachen war die einzige Belohnung seiner verzweifeltsten Anstrengung.

Er kreischte. Es gab einen erstickten, grauenvollen Ton. Er warf sich wieder auf den Boden und wälzte sich, versuchte den dünnen, schlanken Gegner unter sich zu zerquetschen. Wieder stand er aufrecht, ließ hin und her, Dan mitschleifend, die Augen traten ihm aus dem Kopf, sein Gesicht lief schwarz an. Er stieß gegen die Wände, er schnappte wie ein Tier nach Dans Handgelenk. Blutiger Schaum stand ihm auf den Lippen. Schließlich brach er in die Knie. Sein Kopf sank zurück, die Zunge hing ihm, furchtbar verjährt, aus dem Mund. Dan riß ihn wieder hoch. Noch einmal versuchte er krampfhaft, sich zur Wehr zu setzen, dann wurden seine Augen gläsern, seine Muskeln erschlafften. Die unbarmherzigen Hände lösten ihren Griff. Silent fiel wie ein formloser Sad zu Boden.

Keiner rührte sich. Kein Geräusch war zu hören als das tödliche Lachen der Uhr. Die Leute starrten wie hypnotisiert auf die gewaltige Gestalt, die leblos am Boden lag. Selbst im Tod erschien er noch furchtbar. Dann fuhr Dan mit der Hand zwischen Brust und Hemd, tastend umher und brachte die Hand wieder zum Vorschein. Ein kleines, rundes Metallstück blühte in seinen Fingern. Er warf es auf Jim Silents Leiche, machte kehrt und ging langsam aus dem Zimmer. Keiner rührte sich, um ihm den Weg zu verlegen. An der Tür mußte er an zwei Leuten dicht vorbei. Sie waren kaum ein paar Zoll von ihm entfernt. Sie machten keinen Versuch, ihn zu packen. Sie starrten nur immer nach der Leiche hinüber.

Dan war verschwunden. Der Raum war gebrochen. Niemand bewegte sich. Ein anderer suchte leise vor sich hin. Mit einemmal war

alles auf den Füßen und schrie wie durchgeknallt. Auf Daniels blickte sich über den toten Silent und hob das kleine Stückchen Metall auf. Das Dan hatte fallen lassen. Er warf einen Blick darauf und traute seinen Augen nicht. Er hob die Hand und brüllte den anderen zu: gleich darauf waren sie alle um ihn versammelt. Sie wetterten und fluchten in der ersten Verbällung. Bud zeigte ihnen, was er gefunden hatte: Distriktsnotabler Calders Amtsabzeichen. Weit und breit kannte jeder die Nummer, die es trug. Selbst die, die Dans schlimmste Feinde gewesen waren, stotterten hilflos, als sie es sahen, jasteten nach Luft — und schwiegen. Aber es waren andere da, die die Sprache nicht verloren hatten, und die weniger parteiisch waren. Fünf Minuten später war der Prozeß des Pfeifenden Dan in vollem Gang. Die Geschworenenbank war ungewöhnlich vollzählig, jeder der Anwesenden gehörte dazu. Und die öffentliche Meinung führte den Vorsitz. Ein grauhaariger Mann schwang sich auf den Schantisch und faßte die allgemeine Ansicht der Versammlung in kurzen Worten zusammen.

„Mag der Pfeifende Dan getan haben, was er will“, sagte er, „heute hat er etwas getan, was einen ganzen Kerl verlangte. Und er hat's getan, wie ein ganzer Kerl. Morris hat, ehe er sterben mußte, genug verstanden lassen, was das meiste, was gegen den Jungen vorlag, aufzuklären. Er hat keine Zeit mehr gehabt, seine Aussagen zu beschwören, aber einer, der vor dem Tode steht, spricht die Wahrheit. Und fast alles übrige hat Lee Haines schon aufgestellt. Ihr könnt Dan nicht damit belasten, daß er Lee Haines aus dem Gefängnis geholt hat. Dan Barry war Konstabler. Er hatte ein Recht, zu tun, was er für richtig hielt. Und vor allem war er Tex Calders Kamerad. Leute, ich sag' euch, ein Kerl, dem Tex Calder anvertraute, seinen Tod zu rächen, ist für mich gut genug.“ (Schluß folgt.)

# Zuckerbrot und Peitsche.

Der Prozeß Matschel und die Diktatur in Südbanien.

Gibt es noch Richter in Belgrad? Die Zeitung in dem Hochverrats- und Attentats-Prozeß gegen 24 Mitglieder der aufgelösten kroatischen Bauernpartei weckte gellend den Verdacht, daß es sich weniger um den Versuch der Rechtsfindung als um bestelltes Abwürgungswerk handle. Jetzt sieht am Ende von mehr als sechs Wochen qualender und ermüdender Verhandlungen doch ein Triumph des gefunden Mordbündnisses: der Staatsgerichtshof hat Dr. Matschel freigesprochen und so dem Staat einen großen Dienst erwiesen, denn nirgends wird mehr Heulen und Zähneklappen über diesen Freispruch sein als dort, wo man propagandistisch von den Sünden der Belgrader Diktatur lebt, also bei den Machern der Maledonischen Komitees, den magyarschen Revanche-Schreibern und den italienischen Dalmatien-Bersapieren mussolinischer Oberrang.

Zugleich aber ist das Urteil ein gut geladener Kinnhaken für die Kreaturen des Regimes, die den Prozeß angezettelt haben. Denn um Matschel, nur um Matschel ging es. Von dem fünfständigen Plädoier des Staatsanwalts entfiel zeitlich die Hälfte auf 23 Angeklagte, also auf jeden sechs bis sieben Minuten, die ganze andere Hälfte auf Dr. Matschel allein. Aber mit Matschel fing diese etwas dunkle kriminelle Angelegenheit keineswegs an. An der Schwelle stand einer der Puldigungsansprüche nach Belgrad, die die Regierung des Generals Schiwkowitz regelmäßig veranstaltet — um wen eigentlich dumm zu machen? Denn jedes Kind durchschaut diese Lokalitätsposen; mit Geld und Gewalt sind sie — und nicht nur in Südosteuropa! — sogar für den Dolai-Lama in Syen zu sehen. Mit Recht erbosten sich denn die kroatischen Nationalisten über diesen verlogenen Treuekundgebungsrummel, der den Eindruck hinterlassen sollte, ganz Kroatien sei über die Begünstigung der Diktatur tief beglückt. Und sie protestierten — mit Sprengstoffen. Wie sie behaupteten, planten sie nur eine etwas knallende, aber unschöne Demonstration, wie die Anklage behauptete, dachten sie den Zug mit der Puldigungsabordnung in die Luft zu sprengen. Da das Gericht der Meinung des Staatsanwalts folgte, warf es mehr als harte Strafen, bis zu fünfzehn Jahren Zuchthaus, gegen teils minderjährige, teils eben erst volljährige junge Leute aus.

Was immer diese exaltierten Jünglinge auf dem Kirchhof haben, die wahre abgefeimte und schlaffe Terroraktion ging von den Handlangern der Diktatur aus, mit dem Ziel, den Dr. Matschel zu kirren. Welch ein Gewinn vor Europa, wenn der Nachfolger Raditsch in der Führung der stärksten kroatischen Partei sich heute zur Diktatur verhielte wie am Tage der Errichtung: ihr nämlich zubehel! So wüchert trügliche Oppositionsmann aus Kroatien hat sich ja seit dem 6. Jänner 1929 zu den Belgrader Fleischstücken heimgesunden, und an Raditsch beschämte — eben Verneiner, ist Befehler des Staates, gestern glühender Republikaner, heute inbrünstiger Monarchist — läßt das Chamäleon. Warum sollte es also mit Matschel nicht klappen? Versprechungen locken, ein Ministerposten winkt, aber Matschel reagiert sauer. Da das Zuckerbrot nicht verfangt, greift man zur Peitsche dieses Strafverfahrens.

Um die vollkommen unsinnige Beschuldigung zu „beweisen“, daß dieser gerühmte, erst, würdige Parteivorsitzende in Bratenrod und Jolin der für Bombenattentate Tausendbindarnoten hergegeben habe, bediente sich die Agrarminister bewährter Foltermethoden. Wir wollen uns nicht „Dolani“ murmeln, aufs hohe Ross schwingen, da ebenerst ein Fachmann, Hans Hyan, bekundet, daß auch in Deutschland Verhaftete beim Verhör schon „von Kriminalpolizisten schwer mißhandelt worden sind“. Aber es gibt Unterschiede, und die Opfer der Agrarminister wurden durch ausgesuchte grausame Methoden zu „Geständnissen“ getrieben: einer zeigte dem Gericht die Narben der Brandwunden, die ihm mit glühenden Zigaretten beigebracht waren, einem anderen waren ob der Mißhandlungen Zähne und Nägel ausgefallen, einen dritten hatte man aufgehängt und ihm eine brennende Kerze unter die Fußsohlen gestellt. Wenn nichts anderes, so genüge diese bis heute ungeführte teuflische Qualerei wehrloser Gefangener, denen die Vor der Geschichte die Verantwortung für die Belgrader Diktatur tragen, die Verachtung aller anständigen Menschen in allen fünf Erdteilen zuzuziehen.

Aber eine solche Methode ist schlimmer als ein Verbrechen, sie ist eine Dummheit, denn sie wendet der Bewegung, als deren Exponenten sich die Beurteilten von Belgrad fühlen, über das Menschliche hinaus die politischen Sympathien des freischheitlich gesinnten Europa zu. In ihnen ist nicht jeder, der mit Explosivstoffen arbeitet, deshalb schon ein Freiheitsheld. Und der Kampf um Freiheit Kroatiens! Die Lösung: für unsere tausendjährige Kultur! steht völlig nur den, der nicht gegenwärtig hat, daß die Kroaten so wenig eine besondere Nation darstellen wie die Bayern, daß Kroaten und Serben ein Volk mit der gleichen Sprache sind und daß zwischen dem kroatischen und serbischen und ein wesentlicher Kulturunterschied keineswegs besteht.

Was heißt hier überhaupt Kroaten wilder Serben? Nicht nur sitzen im Kabinett von des Kavalleriegenerals Gnaden acht Kroaten, darunter ein früherer langjähriger Führer der kroatischen Sozialdemokratie, Juraj Demetrovitsch, sondern auch der Presschef der Diktatur, Milan Marjanovitsch, ehemals als feiner, ganz europäischer Geist gefehlt, ist Kroate, der Staatsanwalt des Belgrader Prozesses, Ughovitsch, ist Kroate, ja, der Agrarminister, der Polizeipräsident Dr. Bedekovitsch, auch er ist Kroate. Auf der anderen Seite besteht ein volles Drittel der Bevölkerung Kroatiens, daß die Kroaten für sich abgrenzen wollen, aus Serben! Die Frage dreht sich denn nicht um einen nationalen „Wiespalt“, sondern um eine gegenfällige Staatsauffassung: Die Zentralismus, die Föderalismus! Die Einheitsstaat, die Staatenbund! Die Sammlung, die Zersplitterung!

Da kommt es gerade zu pass, daß ein junger begabter Soziologe, Dr. Kus-Rikolajew, in einer Agrarminister-Wirtschaftszeitschrift mit streng marxistischer Begriffbestimmung die ökonomischen Wurzeln des kroatischen Regionalismus bloßlegt. Da der nationale Einheitsstaat die gegebene Wohnform der bürgerlichen Klasse ist, tut er dar, daß Südbanien noch nicht genügend kapitalistisch entwickelt ist, um nicht starke Widerstände gegen die straffe Einheit, gegen das hundertprozentig Südbanische, erwachen zu lassen: feilliche Ueberreste des Feudalismus und kleinbürgerlich-Neigeverblühte Vorstellungen der

Vergangenheit sind es, die gegen den Einheitsstaat rebellieren. Wenn Kus-Rikolajew von allem verwirrenden Beiwort absteht, entdeckt er in den politischen Kämpfen der letzten zehn Jahre zwei Fronten: das regional gerichtete Kleinbürgertum und die südbanisch gesinnte kapitalistische Bourgeoisie. So ist es in der Tat, und mögen die Kroaten hundert, mögen sie tausendfach Grund zu böser Beschwerde haben, im Kern gleicht ihr Absonderungsstreben dem des Urobauern, der auf den „Saupreiß“ und den „Wasserkopf Berlin“ schimpft. Im Kern ist es reaktionär.

Das Südbanien steht so über dem Kroaten, wie das Deutschland über dem Kur-Bayern, und soweit die Diktatur wirklich einen Versuch unternimmt, die drei Stämme der Serben, Kroaten und Slowenen zu einem einheitlichen südbanischen Staatsvolk zu verschmelzen könnte sie dem kroatischen Partikularismus historisch überlegen sein. Nur ist es ein Versuch viellecht nicht am untauglichsten Mittel, bei dem nichts herauskommt, als, mit Heinrich Heine zu reden, „ein Nationalzuchtthaus und eine gemeinsame Peitsche“.

Sermann Wendel.

## 13. Monatsgehalt noch immer in Schweben.

### Sozialpolitischer Ausschuss auf Freitag vertagt. — Inzwischen Invaliden-vorlage erledigt.

Prag, 18. Juni. Im sozialpolitischen Ausschuss des Abgeordnetenhauses gingen heute die Beratungen über die Weihnachtsgulage an die aktiven Staatsangestellten und Lehrer weiter. In der Generaldebatte sprachen am Vormittag neun Redner, dann wurde die Sitzung kurz nach Mittag unterbrochen. Am Vormittag tagten mittlerweile auch die Wirtschaftsminister, um zu den bereits gestern von uns besprochenen Verbesserungsanträgen, die im Ausschuss angeregt worden waren, Stellung zu nehmen. Mittags verlautete, daß eine Einigung hierüber noch nicht erzielt worden sei und daß namentlich von gewisser tschechisch-bürgerlicher Seite immer noch Einwendungen erhoben werden, daß man den in Folge schlechter Qualifikation von der Vorrückung ausgeschlossenen Staatsangestellten entgegen den Bestimmungen des Regierungsentwurfes doch noch die Weihnachtsgulage zuerteile.

Diese Meinungen fanden rasch ihre Bestätigung, als am Nachmittag der sozialpolitische Ausschuss die Debatte über die Weihnachtsgulage überhaupt nicht weiter führte, sondern den gleichfalls auf der Tagesordnung stehenden Senatsbeschluss über die Besserstellung der Schwerstinvaliden in Verhandlung zog und verabschiedete. Zur weiteren Verhandlung der Weihnachtsgulage ist der Ausschuss für Freitag, halb zehn Uhr vormittags einberufen.

Im Anschluss an den Parlamentsbericht bringt der heutige „Venkov“ in Fettdruck eine Erklärung, daß die tschechische Agrarpartei die Notwendigkeit der Regelung der Bezüge der Staatsangestellten anerkenne und sich die Regierungsvorlage, die den Aufwand auf 267 Millionen schätzt, zu eigen mache, doch werde die Partei sich niemals auf die Zitiere einlassen, sondern immer offen aussprechen, was sozial gerecht und finanziell für den Staat tragbar sei. Sie werde nicht vor den „agitatorischen Anträgen“ der Exponenten verschiedener Organisationen zurückweichen, denn für sie sei die Hauptfrage nicht nur eine dauernde Konsolidierung der Verhältnisse der Staatsangestellten, sondern auch die ungestörte Entwicklung der Staatsfinanzen, die eine Ueberspannung ins Unendliche nicht ertragen.

## Interpellation wegen Schobers Kaiser-Requiem.

Wien, 18. Juni. In der gestrigen Sitzung des Nationalrates brachten die Abgeordneten Seber und Gemossen folgende Anfrage an die Bundesregierung ein: „Am Sonntag, den 15. ds., wurde im Wiener Stephans-Dom eine Gedächtnismesse für Kaiser Franz Joseph gehalten. An dieser Kundgebung haben Funktionäre der Regierung in offizieller Eigenschaft teilgenommen. Die Regierung war durch den Bundeskanzler Dr. Schober und durch den Finanzminister Juch vertreten und wie ausdrücklich in der Presse betont wurde, durch besondere Repräsentanten der übrigen Ministerien. Es ergingen in dieser Gedächtnismesse sogar vom Bundeskanzleramt offizielle Einladungen und Aufforderungen an Funktionäre der Bundesverwaltung zueiner Teilnahme an dieser monarchistischen Kundgebung. Das Infanterieregiment Nr. 4 mit 230 Mann bildete Spalier und es wurden bei dieser Kundgebung alte und neue Fahnen, die mit Franz Joseph gar nichts zu tun hatten, getragen. Diese monarchistische Kundgebung jammert der Absingung der alten Kaiser-Symne ihren Abschluß. Die Interpellanten stellen an die Regierung die Fragen: 1. Wie rechtfertigt es die Bundesregierung, daß das Bundeskanzleramt zu einer monarchistischen Kundgebung in der Stephans-Kirche vom 15. Juni 1930 offizielle Einladungen ausgesendet hat. 2. Womit kann es gerechtfertigt werden, daß die Wehrmacht der Republik zum Spalier bei dieser monarchistischen Kundgebung verwendet worden ist. 3. Womit kann gerechtfertigt werden, daß unter den Augen der Behörden ehemalige Offiziere mit Waffen ohne Waffenpaß sich an der monarchistischen Kundgebung beteiligten.“

## Bethlen über die Königsfrage.

Den Carol wollen sie nicht!

Budapest, 18. Juni. Ministerpräsident Graf Bethlen erklärte dem Londoner Korrespondenten des „Pesti Hirlap“ die Königsfrage in Ungarn werde nicht aus persönlichen, sondern aus wichtigen außen- und innenpolitischen Gesichtspunkten gelöst werden. Heute sei das Problem überhaupt noch nicht zur Lösung reif. Es wäre jedoch gefehlt, zu glauben, was Mantu gefagt habe, daß eine Restauration im Gegensatz zum Trianoner Friedensvertrag enthalte kein Wort darüber. Ungarn sei in dieser Frage durch die diplomatische Obligation gebunden, die es gegenüber dem Völkervertrag übernommen hat. Wenn also die Königsfrage gelöst werden soll, so werde Ungarn diesbezüglich mit den Großmächten verhandeln müssen. Auf die Frage des Korrespondenten, ob eine Personalunion mit Rumänien möglich wäre, antwortete der Ministerpräsident mit dem einzigen Worte: „Konsequenz“ (Un-sinn).

## Ein märkisches Dorf in Flammen.

Brünn, 18. Juni. Heute nachmittags brach in Oppatun bei Trebitz ein Feuer aus, das sich schnell ausbreitete und katastrophalen Umfang annahm. Zur Bekämpfung des Feuers hatten sich die Feuerwehren der ganzen Umgebung von Trebitz sowie aus Brünn eingefunden, doch gelang es bis 20 Uhr abends nicht, das Feuer zu lokalisieren. Bis zur angegebenen Stunde fielen dem Brande 40 Häuser zum Opfer.

## 130 tote Flieger seit Bestand der Republik.

Seit Bestand des tschechoslowakischen Staates haben 130 Flieger ihr Leben in dessen Dienste gelassen. Diese sprechende Ziffer publiziert der „Večernik“, anknüpfend an das jüngste katastrophale Ereignis im tschechoslowakischen Flugwesen, an den tödlichen Unfall des „Fliegerkönigs“ Malkowitsch.

An diese Tatsache und an die genannte grauenvolle Ziffer knüpft nun der „Večernik“ eine Reihe von Betrachtungen, die für den patriotischen Bürgergeist überaus charakteristisch sind. Das Blatt kommt nämlich nicht zu dem naheliegenden Schluss, daß diese Ziffer beweise, wie leichtsinnig Menschenleben gerade im Militärflugwesen geopfert werden und wie not es wäre, das Streben der tschechoslowakischen Fliegermilitärs, die Konkurrenz in der Ausrüstung zu halten, energisch einzudämmen, sondern der Woffentod tschechoslowakischer Flieger dient dem Blatt als Beweis, daß für das Flugwesen hierzulande immer noch zu wenig getan, daß zu wenig Geld dafür ausgegeben werde. Der Staat müßte sowohl für das Militär, als auch für das Zivilflugwesen ganz anders budgetieren, das sei er seiner Verteidigung schuldig, der Verteidigung von 3803 Kilometern.

Daß wir für alle diese Argumente kein Verständnis haben, brauchen wir als grundsätzliche Antimilitaristen nicht besonders zu betonen. Würde man nicht lieberhaft aufrüsten, würde man nicht bestrebt sein, es den großen Militärschaaren auch in der militärischen Flugschulung gleichmü zu wollen, so wäre zweifellos ein Großteil der 130, die in den Lüften der Ehre gefallen sind, noch am Leben. Würde man nicht den Ehrgeiz dazwischen setzen, durch Urobarentenstüde in der Luft unsere Flieger ihre besondere Qualifizierung beweisen zu lassen, so weinte manche tschechoslowakische Mutter nicht um den „im Dienst des Staates“ zu Tode geflohenen Sohn. Und wäre Patriotismus nicht so oft gleichbedeutend mit Geschäft, so hätte man sich zumal in den Kindheitstagen der Republik um bessere Flugzeuge gekümmert und auch so wäre manches Unglück erparnt geblieben.

Nur einem einzigen Argument des „Večernik“ dürfte man, wie wir glauben, auch von unserem anderen Standpunkt aus ernste Beachtung schenken. Das Blatt weist nämlich darauf hin, daß die Flieger noch wehrfähiger Ausbildung immer wieder in die Reihen ihres zivilberufes zurücktreten, daß also immer neue Flieger angelehrt werden müssen, welcher Umstand allein den Staat große Summen koste. Wir halten das zwar nicht so sehr wegen der angebliebenen Erparnis für beachtenswert, sondern mehr deshalb, weil doch gerade die Flugschüler und die Flieger mit kurzer Erfahrung naturgemäß am meisten gefährdet sind und weil vielleicht die Refordziffer doch etwas zu senken wäre, wenn insbesondere der Militärflugschüler sich mehr auf die Heranbildung ständigen Personals verlegte — vorausgesetzt, daß es genug Menschen gibt, die Lust haben, zeitweilig — ihr Brot in solchem „Dienst“ zu verdienen.

## Französische Fliegerkatastrophe.

Paris, 18. Juni. In der Nähe der italienisch-französischen Grenze bei Ventimiglia stürzte heute nachmittags ein französisches Militärflugzeug ab. Drei Soldaten wurden getötet und zwei verletzt.

## Schwarzer Tag auf der Pilsener Straße.

Pilsen, 18. Juni. Am Dienstag ereigneten sich im Laufe des Nachmittags und des Abends in hiesigen Eisenbahnbereich drei Unfälle, bei denen drei Personen ihr Leben einbühten. Auf der Straße Prag-Furth i. W. wurde bei der Station Cerhowitz, Fahrtrichtung Prag, der Vertragsarbeiter Stredenarbeiter Emanuel Wavricka bei einem Dienstgang längs des Geleises, als er dem Schnellzug Nr. 103 ausweichen wollte und zwischen die Gleise trat, von dem eben vorbeifahrenden Schnellzug Nr. 40 erfaßt und getötet.

Im Stredenabschnitt Blag-Rajana wurde die Leiche eines vom Zuge Nr. 310 überfahrenen Mannes gefunden. In dem Toten wurde der 30jährige Arbeiter Wenzel Vaničel aus Sadmátský festgestellt. In diesem Falle handelt es sich um einen Selbstmord. Auf der Straße Pilsen-Furth i. W. wurde der 33jährige Arbeiter Josef Szanzlicel aus Grünhof vom Zuge überfahren. Auch in diesem Falle handelt es sich um einen Selbstmord, dessen Motive unbekannt sind.

## Vorsicht beim Genuß von Gefrorenem!

Pilsen, 18. Juni. Zur Familie des Arbeiters Josef Blahnitz wurde Dienstag der Distriktsarzt gerufen, um drei Kinder Blahnitzs, die erkrankt waren, zu untersuchen. Es wurde festgestellt, daß die Kinder von einem unbekanntem Verkäufer Gefrorenes gekauft hatten. Nach der Ueberführung in das Krankenhaus starb die fünfjährige Georgine unter Vergiftungserscheinungen, während ein zweites Kind Blahnitzs in erstem Zustand im Krankenhaus darniederliegt. Die Staatsanwaltschaft hat die Regierung der Leiche angeordnet, die heute durchgeführt wurde.

## Unwetter im Böhmerwald.

Sudweis, 18. Juni. Das südliche Böhmerwaldgebiet wurde in der Nacht auf Dienstag von Gewittern und Wolkenbrüchen heimgesucht, die an den Feldern großen Schaden anrichteten. In Hříst wurde eine Frau durch Blisschlag getötet.

# Tagesneuigkeiten.

## Zur höheren Ehre der Kirche!

2000 Kinder an Sonnenstich erkrankt.

Barcelona, 18. Juni. Bei einer religiösen Kinderprozession sind 2000 Kinder infolge Sonnenstichs bewußtlos geworden. Der Zustand von 9 Kindern soll hoffnungslos sein.

## Ein Pole von einem deutschen Grenzer ermordet?

Warschau, 18. Juni. Die Blätter melden: Als der polnische Staatsbürger Walendykiewicz am 14. ds. M. die Grenze in Ostpreußen überschritt, um in Deutschland Arbeit zu suchen, traf er in dem deutschen Dorfe Zertoggen den deutschen Beamten Razomel, der Zivilkleider trug. Razomel fragte ihn, was er in Deutschland suche und schlug Walendykiewicz, als dieser ihm die Antwort erteilt hatte, einigemal mit einem Drahtseilstock über den Kopf. Walendykiewicz, der nicht wußte, wie er sich dem Beamten gegenüber verhalten soll, versuchte zu fliehen, wurde jedoch aus einer Entfernung von drei Schritten von Razomel durch einige Revolver-schüsse niedergestreckt, so daß er an Ort und Stelle starb. Die sterblichen Überreste des Getöteten wurden heute seinen Eltern in einem blechernen Mistbehälter überführt. Die deutsche Bevölkerung selbst hat sich über die Tötung Walendykiewicz und über die Art der Behandlung seiner Leiche in erbitterter Weise ausgesprochen.

## Folgen des halbtagsweiserisch-kommunistischen Kriegsspiels.

Berlin, 18. Juni. In der vergangenen Nacht gegen 12 Uhr spielte sich im Stadtteil Reinickendorf ein unerhörtes Verbrechen ab, bei dem vier Personen mehr oder weniger schwere Verletzungen davon trugen. Um die angegebene Zeit hatte ein Autobus an der Zielstation etwa 15 Personen aufgenommen, die, nach ihrer Unterhaltung zu schließen, zum Teil der nationalsozialistischen Arbeiterpartei angehörten. Wenige Augenblicke nachdem sich der Kraftwagen in Bewegung gesetzt hatte, wurden aus einer Gruppe von Leuten, die ebenfalls an der Haltestelle standen, acht Revolverschüsse auf den noch in langsamer Fahrt befindlichen Autobus abgegeben und drei Steine geschleudert. Infolge der Detonationen und des Klirrens der zertrümmerten Fensterscheiben bemächtigten sich der Fahrgäste eine Panik. Hierbei erlitten drei der Fahrgäste durch Schüsse schwere Verletzungen. Außerdem war ein weiblicher Fahrgast durch einen Stein getroffen worden und hatte blutende Abschürfungen erlitten. Sämtliche Verletzten wurden nach dem Reinickendorfer Krankenhaus gebracht und erhielten dort die erste Hilfe. Die drei Schwerverletzten mußten im Krankenhaus verbleiben. Die Täter waren geflüchtet und konnten leider nicht ermittelt werden.

## Der Todesrekord von Lübeck.

Lübeck, 18. Juni. In der letzten Nacht ist wiederum eines der mit dem Tuberkulosepräparat gefütterten und erkrankten Säuglinge gestorben. Dadurch erhöht sich die Todesziffer auf 41. Krank sind noch 85 Säuglinge, gebessert 48, gesund, bzw. in ärztlicher Beobachtung sind 72.

## Blutige Woche auch in Paris.

Eine Hochflut von Verbrechen, Morden, Schreckensstaten hat Paris im Verlauf der letzten Woche erlebt.

In einer eleganten Bar im Vergnügungsquartier Montmartre erschoss eine Frau, Jeanne Faure, ihren Freund mit dem Revolver. Motiv: Eifersucht. Voraussetzungen: Freispruch, höchstens fünf Jahre Gefängnis.

Miguel Prada, ein Spanier, lebte mit der Dienstmagd Marie-Rose Bichain in unglücklicher Ehe. Täglich kam es zu brutalen Szenen; Miguel liebte auch andere Frauen. Drei Tage kommt weiterhin der Mann nicht nach Hause. Als das Geld verjubelt war, lehrte er zurück. Marie-Rose liegt tot im Bett. Selbstmord. Das zweijährige Kind erwürgt. Miguel flieht. Man findet seine Leiche auf den Schienen einer Vorortbahn.

Zhierrard, der Mörder im Prophetenbart, der seinen Freund erschoss, wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Motiv: Eifersucht. Das Ende: Tod im Bagno.

Ein Mann hatte sich wegen Doppelmordes vor dem Schwurgericht zu verantworten: Maurice Clerge Duquillon. Er hatte seine beiden unmündigen Kinder getötet. Warum? Weil er ihr Geschrei nicht hören konnte! Die Tat geschah im Alkoholkraus. Urteil: Sechs Jahre Zwangsarbeit. Guayana.

Die Zahl der namenlosen Mörder, Messerstecher, Selbstmörder beläuft sich in dieser Woche auf siebzehn. Acht Algerier sind unter ihnen, die die Pariser Vororte, besonders in den Fabrikgenden im Norden und Westen, über die man in der Presse nicht viele Worte verliert. Drei Linien am Ende der Zeitung. Rubrik: „Verschiedene Dramen“. Die übrigen Mordfälle, fünf Mörder beziehungsweise Mörderinnen rekrutieren sich aus der „Bogre“, der Unterwelt. Motive: Rache, Eifersucht. Ein Raubmord war nicht darunter. Der Rest: vier

Selbstmörder beherbergt die Pariser Margarete, die nie leer wird. Blutige Woche in Paris.

## Ziehung der Klassenlotterie

vom 18. Juni 1930.

- 100.000 K: 81.277.
- 50.000 K: 21.950.
- 20.000 K: 3963, 66.013.
- 10.000 K: 9823, 45.121.
- 5000 K: 25.188, 42.845, 68.788, 88.263, 95.046, 98.210, 99.841, 106.153.
- 2000 K: 16.777, 18.287, 22.184, 24.393, 26.856, 27.509, 31.727, 40.795, 43.931, 47.811, 52.395, 52.783, 58.885, 62.887, 70.056, 82.065, 101.333, 107.311, 133.882, 141.169.
- 1000 K: 767, 1011, 1404, 9009, 10.530, 13.315, 27.290, 28.555, 30.176, 36.604, 42.798, 44.219, 47.356, 57.994, 60.188, 63.705, 69.331, 69.344, 73.968, 75.752, 76.589, 78.057, 82.512, 83.409, 83.658, 85.991, 88.091, 92.663, 92.948, 107.646, 116.898, 119.859, 124.752, 129.787, 129.786, 131.247, 137.031, 137.877, 139.971, 147.898. Mitgeteilt von der Glückselige Josef Stein, Prag I, Bergstein 2.

## Berliner des Evangeliums.

Eine Berliner nationalistiche Zeitung hatte anfänglich der Abschlußprüfung an den höheren Schulen in mehreren Städten eine Umfrage gehalten, um die Berufswahl der Abiturienten festzustellen.

Da heißt es von einem Realgymnasium in einer Mittelstadt mit Textilindustrie:

„22 Abiturienten. Vier werden Textilaufmann, weil die Eltern Textilfabrikanten sind. Drei werden Ärzte, zwei davon, um die väterliche Praxis zu übernehmen. Vier werden evangelische Pfarrer, nur einer aus innerer Berufung, die anderen, weil Pfarrermangel herrscht und sie deshalb am schnellsten und billigsten zu Amt und Brot kommen.“

Von der Oberprima des humanistischen Gymnasiums einer Kleinstadt wird u. a. berichtet:

„... zwei werden Geistliche, einer davon aus Neigung, der andere trotz offener zugegebener Abneigung gegen diesen Beruf, weil sein Vater Pfarrer ist und er als Pfarrer schnell eine Stellung bekommt, da großer Pfarrermangel herrscht.“

Der Erwerbszinn steigt über die innere Abneigung. Diese praktisch veranlagten Gottesstreiter machen kein Hehl daraus, daß ihre Liebe zum Beruf eines Geistlichen durch den Wert evangelischer Pfarreien bestimmt wird. Soffentlich gibt es noch gläubige Seelen, die den Predigten dieser künftigen Verkünder des rationell-modernen Christentums aufs Wort glauben. W. B.

## Seligsprechung mit 3000 Kilowatt.

In Rom ist zu höherer Ehre des bairischen Klerus der Bruder Konrad von Parzham als selig erklärt worden. Alles was Ramen hat im bairischen Klerus hat dem feierlichen Akte beigewohnt. Seligsprechung in unseren Zeiten — mutet das nicht etwas wie Mittelalter an? Bitte sehr, es ist eine ganz moderne, ja übermoderne Sache. Wer zweifelt, dem empfehlen wir die Lektüre des folgenden Berichtes im „Bairischen Courier“:

„Die gewaltige Peterskirche stromt auf in einem Lichtmeer von Kerzen und die silbernen Posaunen tönen, als wollten sie zum Weltgerichte rufen. Die neu eingerichtete elektrische Beleuchtung erhöht den bisher schon feenhaften Eindruck noch bedeutend. Rund 700 Leuchter und 14.000 elektrische Lampen dienen dazu, die architektonische Struktur der Kirche zu betonen. 300 Reflektoren erhellen die Räume. Insgesamt haben 3000 Kilowatt circa 300.000 Kerzen zu speisen. 50 Lautsprecher sind in der ganzen Kirche verteilt.“

Da ist von Mittelalter keine Spur! Vor 2000 Kilowatt und 300.000 Kerzen muß selbst der Glanz der Himmel verblaffen. Und der liebe Gott wird sich überlegen müssen, ob er nicht einige Elektriker bestellen soll, damit die Himmel konkurrenzfähig bleiben!

## Hitz und Gewitter.

Paris, 18. Juni. Schon die ganze Woche hält das schwüle Wetter und die Hitze an, die bis zu 30 Grad Celsius stieg und von Gewittern und von Regengüssen begleitet war. Aus vielen Gegenden werden Schäden gemeldet, die durch Blitzschlag oder durch die Regengüsse verursacht wurden. Nur in der Stadt Hazebrouck allein wurden 10 Brände durch Blitzschlag verursacht.

Auch über London ging gestern ein starkes Gewitter mit einem wolkenbruchartigen Regen nieder. Zahlreiche Straßen und Untergrundbahnstationen waren überschwemmt, so daß der Verkehr eingestellt werden mußte.

Ein netter Landsmann. Wie das „Neue Wiener Extrablatt“ aus Gmunden vom 17. ds. berichtet, hat der 18jährige nach der Tschekow-Lowalei zuständige Gymnasialist Karl Reubul in der vergangenen Nacht auf der Gmunder Eplanade durch Steinwürfe sämtliche Fenster des Musikpavillons zertrümmert, die Leitung der Eplanade-Beleuchtung durchschnitten und die Beleuchtungskörper zerstört. Auch die beiden automatischen Wagen auf der Eplanade wurden von ihm demoliert. Reubul wurde verhaftet und gab an, er habe zwar ein wenig getrunken, jedoch sei er nicht berauscht gewesen, er habe vielmehr einen geradezu irrigen Freudentaumel verspürt, weil

er die Matura im Gymnasium mit Erfolg bestanden hatte. Er wurde zu einer Polizeistrafe verurteilt und wird sich noch vor Gericht zu verantworten haben.

Vergarbertod. Auf der „Graf Franz“ Kohlengrube bei Emmanuelsen (Schlesien) erkrankten laut „Berliner Tageblatt“ drei Vergarbeiter durch einbrechende Wassermassen.

Waldbrand bei Brüß. Gestern um 14 Uhr entstand aus bisher unbekannter Ursache in einem Walde zwischen Tschausch und Treibschitz bei Brüß ein größerer Waldbrand, der erst nach mehr als dreistündiger Vörsarbeit durch die zahlreichen aus der Umgebung herbeigeleiteten Feuerwehren eingedämmt werden konnte. Durch den Brand wurde etwa ein halber Quadratkilometer Waldbestand vernichtet. Mehrere Feuerwehrleute mußten infolge der Anstrengungen in der Hitze und infolge der Einwirkung des Rauches Sanitätshilfe in Anspruch nehmen.

Die streitenden Rabbis von Munkacs. Das Bezirksgericht in Munkacs verurteilte gestern den bekannten Rabbiner Lazarus Spiro und die Bizerabbiner David Schliesel, Zaher Wolf und Mano Weiß zu je 6 Tagen Gefängnis und je 600 Kronen Geldstrafe, alle bedingt, wegen der Übertretung der Beschimpfung von Toten. Der Grund der Straftat ist in religiösen Reibereien zu suchen und zwar zwischen dem Rabbiner Spiro und den Bunderrabbi von Belz (Galizien). Im Vorjahre begegnete nämlich der Bunderrabbi von Munkacs, Spiro, den oben genannten Bizerabbis begleiteten, einem Leichenzug, in welchem ein gewisser Klein zu Grabe getragen wurde, der zu den Anhängern des Rabbiners Belz gehörte. Spiro spunkte einigemal vor dem Sarge aus und verfluchte den Toten. Am nächsten Tage erließ die Religionsgemeinde von Munkacs ein von Spiro gezeichnetes Manifest, worin erklärt wurde, daß der verstorbene Klein nicht als rechtgläubiger Jude am Friedhofe zwischen den anderen begraben werden könne, sondern an einem entlegenen Ort und daß sein Grab mit Steinen verschüttet werden müßte. Alle Verurteilten haben Berufung eingelegt.

Ruppel, Abtreiber und Ausbeuter. Die Prager Sittenpolizei verhaftete Dienstag den 43jährigen Josef Sochor und seine Frau Anna Sochor. Sochor ist Besitzer dreier Maschagenalons in der Stefani-, Hoch- und Nationalstraße. Er wird sich wegen Rupperei, seine Frau, die von Beruf Hebamme ist, wegen Fruchtabtreibung zu verantworten haben. Die in den drei „Salons“ beschäftigten Mädchen wurden auf der Polizeidirektion verhört. Aus den mit ihnen aufgenommenen Protokollen geht gleichlautend hervor, daß Sochor sie als Maschagenalons ohne Gehalt aufgenommen hat, so daß sie dazu gezwungen waren, den Kunden in jeder Weise zu Willen zu sein. Sochor, der mit acht Monaten wegen Diebstahls verurteilt ist, scheint an seinem Geschäft sehr gut verdient zu haben, denn er hielt sich, wie die „Abendzeitung“ berichtet, für seinen persönlichen Gebrauch zwei Automobile, die er ohne Führerschein lenkte, da Vorbestrafte keinen Führerschein bekommen. Bei seiner Frau wurde eine komplizierte medizinische Einrichtung beschlagnahmt, mit deren Hilfe sie die Abtreibungen ausgeübt hat.

Der Dampfer „Präsident Roosevelt“ geriet am Robbinriff im New Yorker Hafen auf Grund. Er hat 350 Passagiere aus Hamburg und Southampton an Bord.

100 Flaschen Luft explodieren. Die Bütticher Vorstadt Dugree wurde Mittwoch vormittags durch die Explosion von 100 Flaschen mit flüssiger Luft in einer dortigen Fabrik in panikartige Aufregung versetzt. Die erste Explosion, die sich gegen 4 Uhr ereignete, war innerhalb 30 Minuten von über hundert weiteren Detonationen gefolgt, durch die in der ganzen Stadt zahlreiche Fensterscheiben in Trümmer gingen und sonstiger Schaden angerichtet wurde. Die Bewohner wurden aus dem Schlafe aufgeschreckt und stüchteten in leichter Verleumdung auf die Straßen. Die Fabrikhalle wurde durch die Explosionen und den dadurch hervorgerufenen Brand vollkommen zerstört. Mehrere Arbeiter erlitten Verletzungen leichter Natur.

Ford will den Menschen rationalisieren. Henry Ford hat vor kurzem einen kleinen Griff in die Tasche gemacht und hundert Millionen Dollar für die Errichtung einer Schule gestiftet, die er „die Schule der Zukunft“ nennt. Der Mann hat so lange Autos fabriziert, bis er den Wunsch bekam, Menschen zu fabrizieren. „Die Lösung der Zeit ist Standardisierung“, behauptet Ford. Nun wollte er den standardisierten Menschen herstellen. Der standardisierte Mensch muß von streng rationierter Kost leben. Seine Ernährung kann nur nach einer mathematischen Formel vor sich gehen. Die erste Mustererschule Fords hat ihre Tätigkeit bereits begonnen. Sie nimmt nur Knaben im Alter von 12 bis 17 Jahren auf. Sprachen, Literatur, Kunst, Musik und Geschichte sind in den neuen Schulen verpönt. Es ist selbstverständlich unnötig, zu wissen, wer Napoleon war, sagt Ford. Die Schüler müssen verstehen, zu kaufen und verkaufen. Die ganze Schule ist eine einzige Werkstatt. Alles funktioniert wie am Schmirchen. Die Schüler bezahlen kein Schulgeld, erhalten dagegen einen Tageslohn für die Arbeit, die sie in der Schule ausführen. Dieser Tageslohn wird dazu verwendet, die Kosten der Wohnung und des Unterhaltes zu bezahlen. Die Schüler werden weiter in der Kunst unterrichtet, so viel

wie möglich aus ihrem Lohn herauszuholen und sogar die Kosten des abendlichen Ausganges zu bestreiten. Sport erklärte Ford unter diesen Umständen für vollständig unnötig. Die Schüler haben genügend Bewegung durch ihre Arbeit und die Gesundheit wird durch die Kost aufrechterhalten. Kaffee, Tee, Schokolade, Tabak, Alkohol und sogar Salz sind als Gift verpönt. Die Schule gleicht einem Kloster, da keine einzige weibliche Person die Räume betreten darf. Die ganze Hausarbeit wird von Männern ausgeführt, während die Schüler selbst die Mahlzeiten zubereiten. Die Produktion ist eben nicht dazu da, um Kultur und Menschsein zu ermöglichen, sondern im Gegenteil, der Mensch ist für die Produktion da, und da alles das, was den Menschen von der Maschine unterscheidet, ihn hindert, wie eine Maschine zu produzieren, hat es abgehasst zu werden. Der Herr Ford hat eben den „Sinn“ der kapitalistischen Produktion restlos erfasst.

50.000 Kubikmeter Holz verbrannt! Auf dem großen Holzstapelplatz der Vereinigten Kattowitzer Holzindustrie in dem polnischen Ort Pawontau (Kreis Lublinitz) brach ein Großfeuer aus. Trotz angestrengtester Vörsversuche zahlreicher Züge der Feuerwehr und trotz intensivster Arbeit eines größeren Militärausgebotes verbrannten etwa 50.000 Kubikmeter Holz. Man schätzt, daß sich der angerichtete Schaden auf 4 Millionen Zloty beläuft.

Doppelmord eines Geisteskranken. Im Anfall einer Geistesföhrung forderte ein Landwirt in Brive la Gaillard (Frankreich) seine beiden Töchter auf, ihm in die Scheune zu folgen, wo er sie zu Boden schlug und erdroffelte. Nach vollbrachter Untat nahm sich der Geisteskrank durch einen Revolverbeschuß das Leben.

Im Zeichen der Abrüstung. Das amerikanische Marineministerium hat eine Bestellung auf 322 Flugzeuge aufgegeben, die sämtlich mit Torpedos ausgerüstet sein sollen. Nach vorläufiger Schätzung kosten die 322 Maschinen 800.000 Dollar.

Freitagödie in der Badewanne. In der Breußischen Landesirrenanstalt Leupzig in der Mark ist die 19jährige Patientin Klara Wand, ein leicht geisteskrankes Mädchen, mitten in der Nacht aus ihrem Bett geholt und in die Badewanne gesteckt worden. Die Pflegerin ließ kochend heißes Wasser in die Wanne fließen, ohne sich dann weiter um die Kranke zu kümmern. Als die Pflegerin nach einiger Zeit ins Badezimmer zurückkam, war das junge Mädchen furchtbar verbrüht und vor Schmerz fast besinnungslos. Eine Nacht später starb Klara Wand. Die Staatsanwaltschaft hat eine Untersuchung eingeleitet.

Ein Löwe gefällig? Billig ist er nicht, aber zu haben ist er. Das ist nämlich das Auerneuste, das sich die industriellen Amerikaner ausgedacht haben: eine Löwenfarm. Kalifornien hat das erste und bisher einzige Institut dieser Art, in dem Löwen zum Verkauf oder auch zum Vermieten züchtet werden. Die Farm hat eine Fläche von etwa 100 Akr und ist rings umgeben von einer hohen Einfriedung von starken Stöcken. Gegenwärtig befinden sich etwa 10 Löwen und Löwinnen darin, für die man möglichst natürliche Bedingungen zu schaffen versucht hat. Freilich sind es nicht stolze Könige des Urwalds, die man hierher verpflanzt hat, die meisten sind bereits in der Gefangenschaft geboren und legen keine große Wildheit an den Tag. Im Laufe eines Jahres kann eine Löwin drei oder vier Junge zur Welt bringen, und damit scheinen die Voraussetzungen gegeben, daß die Farm einen schwinghaften Handel treibt, denn der Preis eines solchen Löwenjungen beläuft sich auf etwa 7000 K. Ein ausgewachsener Löwe stellt dagegen ein Vermögen dar, das je nach seiner Größe und Schönheit schwankt. Außer dem Verkauf bietet sich aber ein gutes Geschäft durch das Vermieten; Filmgesellschaften brauchen oft genug Löwen für ihre Jagd- und Urwaldszenen. Eine Löwin, die kürzlich in einem Film „austral“, verdiente für ihren Besitzer nicht weniger als 65.000 Kronen.

Störchengezielt. In Sommerfelde bei Eberwalde beobachteten dieser Tage die Bewohner einen ungewöhnlichen Vorfall. Seit langer Zeit lehrte immer wieder ein Störchenpaar nach dem Ort zurück, das sein Nest auf einer Scherzengasse. Einige Tage, nachdem sich in diesem Jahre das Störchenpaar in dem Nest wohlhlich eingerichtet hatte, kam ein zweites Störchenpaar angesetzt, das augenscheinlich auf der Wohnungssuche verhasst war. Auch bei den Störchen scheint Wohnungsmangel zu herrschen; denn ohne den Inhaber des Nestes um Erlaubnis zu fragen, bezog das neu hinzugekommene Störchenpaar die einzige vorhandene Störchenwohnung als Untermieter. Die Inhaber des Nestes protestierten, es kam zum Kampf, in dem die Untermieter Sieger blieben und den Inhaber erzmieterten. Einige Tage umflog das hinausgeworfene Störchenpaar ihre bisherige Wohnung, dann verschwand es. Ein paar Tage später fanden sich gegen 30 Störche auf der Dorfweide ein; unter diesen befand sich das erzmieterte Störchenpaar. Nachdem die Tiere anscheinend längere Zeit auf das Erscheinen der Angeschuldigten gewartet hatten, flogen acht Störche zu dem Nest und stöten die Inhaber gewaltsam heraus; durch Schnabelstöße wurden beide Störche zum Gerichte auf die Weide gebracht. Die Verhandlung dauerte nicht lange; aburteilt von sechs Störchen, wurden die früheren Inhaber des Nestes wieder in ihre Wohnung geleitet, während die anderen Störche über die aus der Gemeinshaft der Störche Ausgewiesenen herfielen und sie durch gewaltige Schnabelstöße in die Flucht jagten. Nach mehreren Stunden, als alles ruhig blieb, flog dann auch die zurückgebliebene Wachenmannschaft, begleitet von lauem Geflapper, nun wieder in ihr Nest eingewiesenen Störche davon.

**Der Einsiedler auf dem Felsen.** Bei Boudry in Savoyen fanden Kinder am Fuße einer Felswand an der Arzenei der Leide eines 80jährigen Mannes, der von einer Felsstuppe abgestürzt war. Auf diesem Felsen hatte sich der Mann vor zwanzig Jahren eine kleine Hütte gebaut, in der er seitdem als Einsiedler fern von jedem Verkehr mit anderen Menschen lebte. Er hatte nur drei Hühner und einige Fühner bei sich. Wenn sich jemand seiner Hütte näherte, schloß er sich entweder ein oder vertrieb den ungewünschten Gast mit Steinwürfen. Er war in den zwanzig Jahren seines Einsiedlerlebens vollkommen zerkümpft und verkommen. Eine unglückliche Schmutzschicht überzog seinen Körper. Häufig sah man ihn abends am Rande der Felsen auf den Knien liegen, Gebetsprüge und Gebete herunterplappern. Mit der Bevölkerung konnte er sich nicht verständigen, da er kaum Französisch sprach. Er stammte aus der deutschen Schweiz. Bei der Durchsichtung seiner Hütte machte man den sonderbaren Fund, daß der Einsiedler mehr als 12.000 Franken bei sich aufbewahrte.

**Rund um die Frau.**  
**Die Reibe.**

Ein bekannter Arzt erzählte bei einem Tee von einem schwierigen Geburtsfall in seiner Klinik, bei dem schließlich auch Wehlmutter Bumm, der berühmte Berliner Frauenarzt, zugezogen werden mußte. Die Patientin war eine Japanerin. Es war schon letzte Minute, da haben wir Bumm gerufen... erzählt er. „Ach, wie interessant!“ meint eine Jüngerin aus der Provinz. „Und das hat geholfen? Einfach 'Bumm' gerufen?“

**Der Vater.**

Ein Inserat aus der „Grenzpost“: „Die Verteidigung gegen Herrn Josef Kowalski, daß er der Vater von meinem Kinde sein sollte, -ehme ich blamiert als unwahr reuevoll zurück.“  
Fräulein Emma Jeste.

Nicht immer muß Liebe schön sein.

**Die Verkäuferinnen.**

Im „Domburger Fremdenblatt“ wird inseriert: „Hamburg schönstes Warenhaus viele: Ihnen mit seinen neuzeitlichen Einrichtungen stets den angenehmsten Aufenthalt. 1000 liebenswürdige Verkäuferinnen wetteifern miteinander, um ihren besten Willen nachzukommen.“  
Hier muß jeder die Passende finden!

**Das Vorleben.**

In Film-Hollywood kursiert das Gerücht, Mary I., die sich vor kurzem verlobt, habe ihrem Bräutigam ihr ganzes „Vorleben“ geblüht.  
„Dazu gehört Mut“, sagte Berthold Viertel.  
„Weniger Mut, als ein ausgezeichnetes Gedächtnis“, schmunzelte Lubitsch.

**Tüchtige Hausangestellte.**

Aus einer Artikelserie des „Ahr-Abendblatt“ erzählt man:  
Es ist keine Ausnahme mehr, daß tüchtige Hausangestellte ein kleines Auto besitzen und in diesem Punkt manchmal ihrer Verrichtung über sind. Seitdem das Stottersystem eingeführt, können sie

sich mit Behaglichkeit in den Besitz eines kleinen Wagens bringen, und sie nehmen die Gelegenheit der Ferien wahr, wie Madame den Führerschein zu erwerben. Selbstverständlich füllen diese glücklichen Hausangestellten ihre Freistunden mit erholenden Spazierfahrten aus.“  
Namen nennen!!!

**Hilferunge.**

Aus dem „Niederbayerischen Beobachter“:  
„Am 7. März wurde uns ein gesunder Hilferunge geboren. Dies zeigen hochsehr zu sein.“  
Selbsth. Andreeßen und Frau.“  
Verreiß! Hilfer die Rossenaufzucht jetzt praktisch?

**Parents-Zählung.**

In der Türkei soll jetzt auf Befehl der Regierung eine Zählung vorgenommen werden, um festzustellen, wie viele Familien noch mehrere Ehefrauen aufweisen. Als vor etwa vier Jahren das Gesetz erlassen wurde, das die Vielweiberei verbot, wurde den Leuten, die bereits mehr als eine Frau besaßen, die Fortdauer der Vielweiberei gestattet falls die Ehe einige Monate vor der Bekundung

des Gesetzes geschlossen waren. Man will nun herausbekommen, wie viele Parents es noch gibt, um dazu es zu erkennen, wenn etwa die Vielweiberei vollständig aus der Türkei verdrängt sein wird. Eine größere Anzahl von Parents läßt es aber nur noch in den östlichen Provinzen des Reiches geben, wo noch die durch den Islam gebildeten Zustände ziemlich unverändert fortbestehen. Hier gibt es eine Reihe reicher Großgrundbesitzer, deren Würde und Macht an der Zahl ihrer Frauen gemessen wird, doch ist durch die neue Regierung die Macht dieser Magnaten bereits vielfach gebrochen, und auch sind sie nicht mehr in der Lage, einen zahlreichen Parent zu erhalten. Im allgemeinen hat die in der Türkei herrschende Teuerung und die Verarmung seiner Bewohner die Vielweiberei von selbst beseitigt. In den größeren Städten gibt es kaum noch Männer, die sich einen solchen Luxus gestatten können; nur ganz fromme Leute halten noch an dem Brauch fest. In Konstantinopel dürfte es nur noch wenige 100 Familien geben, in denen zwei Ehefrauen vorhanden sind. Bei der Zählung muß das Alter der Frauen genau angegeben werden, und man wird sich auf diese Weise vergewissern können, wann ungefähr die letzte dieser: Ehen durch den Tod ihr Ende erreicht hat.

**Die Arbeitslosigkeit in Nordböhmen.**

**Rückgang im Mai um 5 Prozent. - Am meisten betroffen Textil-, Hilfs-, Metall-, Glas- und Bauarbeiter aus den Gebieten: Bodenbach, Gablonz, Friedland, Komotau, Brüx.**

Von der Landeszentrale für Arbeitsvermittlung in Reichenberg wird uns geschrieben:  
Die Lage auf dem Arbeitsmarkt war nicht zufriedenstellend. Bei der Landwirtschaft fehlen zwar noch immer Mägde, die überall nur schwer ermittelt werden können, aber sonst war das Stellenangebot wieder niedriger als in den früheren Jahren. Im Bergbau waren die Verhältnisse weiter ungünstig. In den hiesigen Arbeitslosen kamen auch noch Bergarbeiter, die in den letzten Jahren nach Sachsen vermittelt wurden. In den Steinbrüchen, Sandgruben und Ziegeleien war die Beschäftigung zum Teil zufriedenstellend, allgemein jedoch schwächer als in den anderen Jahren, was auf die schwache Baubewegung zurückzuführen ist. Die Porzellanindustrie war in einzelnen Gegenden auf schwächer beschäftigt. In der Glasindustrie ist keine Besserung eingetreten, die Lage der Arbeiter ist noch schwieriger geworden, weil viele Arbeiter bereits auch den Anspruch auf die außerordentliche Arbeitslosenunterstützung erschöpft haben. Betroffen sind alle Zweige der Glasindustrie, am meisten das Gebiet der sogenannten Gablonzer Glasindustrie. In der Metallindustrie machte sich eine kleine Besserung bemerkbar, jedoch nur in einzelnen Orten. In der Holzindustrie war die Beschäftigung schwächer, besonders im Vergleich mit früheren Jahren. Die Beschäftigung war nicht nur in den Sägewerken und Bautischlereien schwächer, sondern auch in den Piano- und Klavierfabriken. Die Lage der Textilindustrie war ebenfalls un-

günstig fast in allen Zweigen. Es machte sich sogar eine weitere Verschlechterung bemerkbar. In der Bekleidungsindustrie war zwar eine Besserung zu beobachten, die jedoch nur als Saisonerscheinung anzusehen ist und auf die Entwicklung der Verhältnisse am Arbeitsmarkt keinen größeren Einfluß gehabt hat. In der Schuhindustrie in Nordböhmen war die Beschäftigung schwächer. Im Gasp- und Schankgewerbe war im Zusammenhang mit der Saison in den Kurorten und Sommerfrischen die Beschäftigung größer. Bei der Baubewegung bleibt noch immer viel zu wünschen übrig. Dies umso mehr, weil sehr viele Arbeitslose gerade auf diese Verdienstmöglichkeit gewartet haben. Auch öffentliche Arbeiten wurden nur im geringen Maße durchgeführt, wenn auch bei denselben fast 2000 Personen Beschäftigung fanden. Zum Schlusse des Monats Mai waren noch 1296 Bauarbeiter in den Vermittlungsstellen angemeldet, 3170 Hilfsarbeiter und 1012 Tagelöhner. Ein großer Teil dieser Arbeitslosen wartet auf die Durchführung der produktiven Arbeitslosenfürsorge im Zusammenhang mit der Novelle zu dem Gesetze Nr. 267/1921 S. d. S. u. F. Bei dem weiblichen Haushaltspersonal überhaupt waren zwar genügend Bewerberinnen vorhanden, aber nicht solche mit einer derartigen Praxis und mit solchen Kenntnissen, wie sie gewöhnlich verlangt werden. Qualifiziertes Personal hat Stellen in Kurorten und Sommerfrischen vorgezogen. Die Bezirksämter für Arbeitsvermittlung in Nordböhmen ha-

**Eine Wohltat für das Haar**  
ist die regelmäßige Waschung mit  
**PIXAVON**  
flüssig in Originalflaschen, als  
Shampoo in reizenden Beuteln

ben zum Schlusse des Monats Mai 1074 offene Lehrstellen, aber nur 124 Bewerber in Vermittlung gehabt. Im Mai wurden 203 Lehrstellenvermittlungen erzielt; eine regere Vermittlungstätigkeit wird sich erst jetzt und in den Ferienmonaten entwickeln. - Die hohe Anzahl von arbeitslosen Hilfsarbeitern und Tagelöhnern ist zum Teil auch darauf zurückzuführen, daß in den letzten Jahren eine Reihe von Betrieben eingestellt wurde und daß die Arbeiterkraft derselben nur zum Teil in anderen Unternehmungen Arbeit finden konnte. In den letzten Jahren wurden etwa 180 größere Betriebe geschlossen, in denen über 20.000 Personen beschäftigt waren. Ueber 70 Betriebe mit annähernd 12.000 Personen entfallen auf die Textilindustrie, über 60 Betriebe mit über 3000 Leuten auf die Glasindustrie. - Von den 79.721 Arbeitslosen, die am Anfang des Monats Mai in den Arbeitsvermittlungstellen in der Tschechoslowakischen Republik angemeldet waren, entfallen 19.407 auf die 48 öffentlichen Arbeitsvermittlungsinstitutionen in Nordböhmen, d. i. 24,5 Prozent, von den 42.664 Unterstühten 16.313, also 38,2 Prozent. Die Anzahl der angemeldeten Arbeitslosen ist im Laufe des Monats um 5 Prozent auf 18.506 gesunken, die Anzahl der Unterstühten um 11,2 Prozent auf 14.486. Die Anzahl der im Mai vorgemerkten Stellen ist im Vergleich mit der gleichen Zeit des Vorjahres um 9,6 Prozent gesunken (von 20.099 auf 18.154), die Anzahl der Bewerber jedoch von 18.781 auf 35.567, also um 92,3 Prozent gestiegen. Die Anzahl der Vermittlungen beträgt 12.679, d. i. um 5,3 Prozent weniger als im Vorjahre (13.389). Die meisten Arbeitslosen entfallen auf die Textilarbeiter, Hilfsarbeiter, Metallarbeiter, Glasarbeiter und Bauarbeiter (3171, 3170, 2404, 1710, 1012), die meisten Unterstühten auf die Textilarbeiter, Glasarbeiter, Hilfsarbeiter, Metallarbeiter und Holzarbeiter (7011, 2000, 1579, 1486, 535). Die größte Arbeitslosigkeit war zum Schlusse des Monats im Bereiche der Bezirksämter in Bodenbach, Gablonz a. d. R. Friedland, Komotau und Brüx (2449, 2156, 1361, 1196, 794), die größten Vermittlungserfolge erzielten die Ämter in Brüx, Bodenbach, Aussig, Weipert, Bilin (1116, 971, 727, 627, 604). Die Anzahl der nicht angemeldeten Arbeitslosen wird auf fast 20.000 Personen geschätzt, um die außerordentliche Arbeitslosenunterstützung haben sich neu 1026 Personen gemeldet. Einige Bezirksbehörden ersuchten mit besonderer Kundmachung alle Arbeitgeber aller offenen Stellen den Bezirksämtern für unentgeltliche Arbeits- und Dienstvermittlung zu melden.

**Ernährungsbeziehungen in der Natur.**

Von G. Nidi.

Warum gelingt es so schwer, kleine Tannen- oder Fichtenbäumchen im Blumentopf zu halten? Ein im Walde noch so sorgsam aus dem Boden gehobenes und mit dem ganzen Erdballen in den Blumentopf übertragenes Bäumchen fängt meist schon nach Tagen oder Wochen zu kränkeln an und geht ein, man mag es noch so sorgsam pflegen. Auch die reizenden kleinen Keimpflänzchen, die man im Saatkasten aus den Samen der Zapfen ziehen kann, sind meist nur eine kurze Freude. Der Grund ist der, daß man den Bäumchen eine Lebensbedingung nicht erfüllen kann. Die Waldbäume leben in Symbiose mit Pilzen, und Pilze wollen eben doch im Blumentopf nicht recht gedeihen. Keine weiße Pilzfäden durchziehen den ganzen Waldboden, breiten sich weithin aus, umspinnen die Baumwurzeln. Nebt man das Bäumchen auch mit der Erde aus dem Waldboden, das Pilzwachstum ist gestört und in kurzer Zeit geht der Pilz zugrunde. Welcher Art sind nun die Pilze, die in so enger Gemeinschaft mit den Bäumen des Waldes leben? Es ist wohl kein Zufall, daß wir Keimlinge hauptsächlich im Nichten-Ringwald, Birkenpilze fast immer unter Birken finden. Steinpilze kommen wohl unter verschiedenen Bäumen vor, im Nichten- und Fichtenwald ebensowohl wie im Buchenwald. Wahrscheinlich sind das aber verschiedene Rassen des Pilzes, der so auch in Form und Farbe stark variiert. Wohl können die Pilze auch unabhängig von Bäumen gedeihen, aber sie scheinen eine Vorliebe für die Nachbarschaft der Bäume zu haben und es ist nicht nur ihr Schatten, den sie suchen, das Waldesdunkel und der feuchte Humus, es bestehen wirkliche Wechselbeziehungen zwischen Pilz und Baum, eine gegenseitige Unterstützung im Nahrungsvertrieb. Die bei der Keimung bezeichneten feinen Pilzfäden verzweigen sich in der Erde, bilden ein ganzes Flechtwerk und wo sie auf eine Baumwurzel treffen, da umspinnen sie diese und schmiegen sich ihr eng an. So entsteht hier eine Gemeinschaft zu beiderseitigem Nutzen. Sind doch Baum und Pilz in ihrer Ernährung so grundverschieden, als nur überhaupt zwei Pflanzen sein können: der Baum, der wie alle grünen

Pflanzen die Fähigkeit hat, das Kohlendioxid der Luft zu assimilieren, produziert verschiedene Stoffe, die der nicht grüne, chlorophyllfreie Pilz sich nicht selbst aus der Luft bereiten kann. Dafür hat der Pilz die Fähigkeit, allerlei Humusstoffe des Bodens zu verwerten, die wiederum der Baum ohne seine Hilfe nicht ausnützen könnte, organische Stoffe, die zu verdauen die grüne Pflanze nicht befähigt ist. So schmiegen sich die Pilzfäden an die Wurzelhaare an und durch die feinen Zellwände hindurch werden Stoffe ausgetauscht. Es sind besonders Verbindungen des Elementes Stickstoff, die der Pilz dem Baum abgibt. Organische, kompliziert zusammengesetzte Stickstoffverbindungen sind im Humus des Waldbodens reichlich vorhanden. Der Baum aber kann diese Stoffe nicht ausnützen. Er deckt seinen Stickstoffbedarf aus den salpeterminen Salzen des Bodens und man kann dem in der Gefangenschaft des Blumentopfes gehaltenen Bäumchen durch Darreichung von Salpeter sein Leben erleichtern. Versuche, die man mit den Wurzelpilzen gemacht hat, zeigen andererseits, daß auch diese ohne den Baum Mangel leiden. Die Stoffe, die der Pilz empfängt, sind wahrscheinlich Zucker und Phosphatide, die nach der Art der Vitamine als Reizstoffe zu dienen scheinen, und wachstumsfördernd wirken. So bedeutet diese Symbiose wirklich eine gegenseitige Unterstützung im Lebenskampf.

Im tiefen Waldesschatten, dort, wo selten ein Sonnenstrahl durchdringt, und wo es keinen grünen Unterwuchs mehr gibt, weil eine grüne Pflanze ohne Licht nicht gedeihen kann, kommen einige Blütenpflanzen von eigenartiger bleichen Aussehen vor: die Reistwurz und die Storallenwurz, zwei Orchideen unserer Wälder. An dem bleichen Stengel der Reistwurz stehen ein paar bräunliche Schuppen statt der Blätter. Und bräunlich-bleich sind auch die Blütentrauben. Auch diese Orchideen hatten einst grüne Blätter, wie ihre Verwandten, die buntfarbigsten Knabenfräuler. Und sie lebten im Licht, und der grüne Reizstoff in ihren Blättern arbeitete und erzeugte Nahrung. Spuren von Chlorophyll sind im Extrakt noch nachzuweisen. Aber die Symbiose mit dem Pilz machte die Pflanzen unabhängig vom Licht und befähigte sie, dort zu wachsen, wo die anderen Blumen nicht gedeihen konnten. Und so zog sie sich in den tiefen Schatten zurück, und verloren allmählich die Fähigkeit, grüne Blätter hervorzubringen und damit gaben sie ihre Selbständigkeit und Unab-

hängigkeit auf, denn ohne den Pilz, der nun für sie sorgt, können sie heute nicht mehr leben. Auch der allbekannte „Fichtenpargel“ unserer Nadelwälder ist ein solcher bleicher Humusbewohner, der ganz auf die Ernährung durch seinen Wurzelpilz angewiesen ist. Durch dies gelblich-blaue Aussehen der die aus der Erde hervorstechenden Blütenstengel ähnelt die Pflanze auffallend den aus Lichtmangel bleichen Sprossen der später grün belätterten Spargelpflanze, der sie übrigens nicht näher verwandt ist, denn sie steht als Wintergrünwuchs den Ericaceen nahe, während der Spargel zu den Riken zählt. In diesen beiden Familien der Pilzaceen und Ericaceen ist diese Pilzsymbiose eine häufige Erscheinung. Sie hat freilich in den meisten Fällen noch nicht zum Chlorophyll-Verlust, wohl aber zum Aufgeben der Unabhängigkeit geführt. Unsere rosa blühende Befenbeide zum Beispiel ist heute nicht mehr ganz selbstständig in ihrer Ernährung. Sie wird von einem Pilz in ihrem Nahrungsvertrieb unterstützt. Sie hat dabei freilich noch grüne Blätter, kann also dem Pilz ihrerseits noch Nahrung liefern, die sie aus dem Kohlendioxid der Luft im Blatt bereitet hat. Aber wird nicht auch für sie vielleicht einmal die Zeit kommen, wo ihr die angemessene Gewohnheit zum Verhängnis wird? Denn die bleichen Humuspflanzen sind seltene, schwächliche, dem Untergang geweihte Abstammlinge hochentwickelter Pflanzenfamilien. Dem Wurzelpilz gewöhnen sie wohl kaum mehr Vorteile, wie es wohl einst bei ihnen der Fall war. Wo sind hier die Grenzen zwischen Symbiose und Scharrobertum? Allmählich hat sich das Verhältnis so verschoben, daß nur der eine der beiden Gesellschafter der Ausbeuter, der andere der Ausgebeutete ist.

Selben wir eine Alee-Pflanze aus dem Boden, so finden wir meist an ihren Wurzeln viele kleine Knöllchen. Dieselbe Erscheinung zeigt sich an den Wurzeln der Bohne, Erbse, Linse, Wicke, des Goldregenstrauchs, der Robinie, kurz sämtlicher Schmetterlingsblütler. Die Knöllchen sind erfüllt von Bakterien, welche durch Befallen schon der jungen Keimpflanze diese Wucherungen erzeugt haben. Um eine Krankheit handelt es sich hier aber nicht. Die Bakterien schädigen nicht, sie fördern vielmehr das Wachstum der Pflanze. Sie besitzen nämlich die seltene Fähigkeit, den Stickstoff der Bodluft chemisch zu binden und diese Verbindungen kommen der Pflanze zugute, die dann sogar in

einem schlechten, an Stickstoffverbindungen armen Boden gedeihen kann. Ihr selbst fehlt die Fähigkeit, den Luftstickstoff zu binden und für die Ernährung auszunutzen. Gewisse Bakterien besitzen dieses Geheimnis, das allen anderen Wesen verschlossen ist, und um das der Mensch sie beneiden könnte. Und solche Bakterien besetzen nun regelmäßig die Wurzeln der Hülsenfrüchtler. Warum gerade diese Pflanzengruppe? Wir wissen es nicht, aber der Landwirt zieht seinen Nutzen daraus, indem er von Zeit zu Zeit Hülsenfrüchtler auf seinen Feldern baut und damit die teure Stickstoffdüngung spart.

Einen Fall pflanzlicher Symbiose müssen wir noch erwähnen, weil er den Begriff der Symbiose im engsten Sinne darzustellen scheint, einer Ernährungsbeziehungen, bei der die beiden Teilhaber so innig miteinander verbunden sind, daß sie geradezu einen einzigen Organismus bilden. Der unbefangene Beobachter würde gar nicht auf den Einfall kommen, daß die jedem so wohlbekannten Flechten auf dem Waldboden, den Baumstämmen, den Felsen keine einheitlichen Pflanzen sein sollen. Unter dem Mikroskop erweisen sie sich als zusammengesetzt aus einem Pilz und einer Alge. Die Alge ist grün und könnte sich selbstständig ernähren. Und der Pilz brauchte die Alge nicht, wollte er sich gleich Hunderten von anderen Pflanzen darauf beschränken, im Humus des Waldbodens zu leben. In ihrer Vereinigung aber können die beiden Gesellschafter Orte besiedeln, die keinem von ihnen beiden allein die nötigen Lebensbedingungen geboten hätten: harte, trockene Felsen, Baumrinde, humusarme, mageren Boden. Der Pilz wächst tief in den Felsgrund hinein und löst hier Mineralstoffe auf, die der Alge unzugänglich gewesen wären, und die Alge bildet Stärke und Zucker und nährt damit den Pilz. Während übrigens die Algen auch frei vorkommen, sind die Flechtenpilze so vollkommen an die Symbiose gewöhnt, daß sie für sich allein nicht mehr leben können. Auch das Verhältnis hat viel Ähnlichkeit mit Scharrobertum. Der Pilz umspinn mit seinen zarten, farblosen Fäden die Algenzellen und hält sie gleichsam gefangen. Seine Sporen können nur dort eine neue Flechte entstehen lassen, wo sie zufällig beim Auskeimen auf grüne Algenzellen treffen, die umspinnen und so zu Partnern gewonnen werden.

### Der Kindertag in Prag.

Am 22. ds. wird zum ersten Male das Fest der proletarischen Kinder, der Kindertag, auch in Prag gefeiert werden. Auf dem prächtig gelegenen Turnplatz der T.D.J. auf dem Laurenzberg versammeln sich um 14 Uhr alle Prager Genossinnen und Genossen mit den Kindern, aber auch alle Arbeiterturner und die Jugendlichen mit ihren Instrumenten. Das Programm sieht die Aufführung eines Sprechchores, Ansprachen, Gesangs- und Musikdarbietungen und Spiele der Kinder vor. Die Kinder erhalten eine Gratisjause und Kollektivgeschenke.

Alle Genossinnen und Genossen, die sich noch der schönen Stunden am Nachmittag des 1. Mai erinnern, werden wissen, daß ein Kinderfest gleichzeitig auch ein fröhliches Fest für die Erwachsenen ist. Darum erwarten wir einen zahlreichen Besuch.

#### Freundschaft

Die Bezirksorganisation der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei,  
Die Ortsgruppe des Arbeitervereins  
„Kinderfreunde“,  
Die Ortsgruppe des Sozialistischen Jugendverbandes,

Der Arbeiter-Turn- und Sportverein in Prag.

### Sport \* Spiel \* Körperpflege

#### Österreichs Expedition zum Bundesfest in Aufsig.

Am 4. Juli wird das II. Bundesfest unseres Arbeiter-Turn- und Sportverbandes in Aufsig eröffnet werden. Die österreichischen Arbeitersportler haben ihre Vorbereitungen für die Teilnahme an diesem Feste bereits beendet. Nach Aufsig werden vom 17. Arbeiterturnkreis 522 Turner und Turnerinnen fahren, die sich an den Turnveranstaltungen und an den leichtathletischen Kämpfen beteiligen werden. Verhältnismäßig große Gruppen stellen die anderen Verbände. Der Arbeiterkraftsportverband steht mit fünfzig Wettkämpfern an der Spitze, die Fußballer folgen mit vierzig und die Handballer mit dreißig Spielern. Die Fußballer werden am 4. Juli einen Länderkampf in Bodenbach gegen Polen und falls sie diesen gewinnen, am 6. Juli das Entscheidungsspiel um die Meisterschaft gegen den Sieger aus dem Treffen Deutschland gegen Tschechoslowakei austragen. So zahlreich wie noch nie werden die Arbeiterturnerinnen vertreten sein, von denen zwanzig in Aufsig antreten werden.

Die Österreicher werden in Aufsig voraussichtlich noch Verstärkung erhalten, da die Wiener vom tschechischen Sport- und Jugendtreffen, das am 28. und 29. Juni in Prag stattfinden wird, noch nach Aufsig fahren werden.

#### Zweitausend Sportler

beim Jubiläumfest des Wiener Zentralvereins.

An den internationalen Sportveranstaltungen, die der Zentralverein in Wien aus Anlaß des zehnjährigen Bestandes seiner Sportsektion in der Zeit vom 28. Juni bis 5. Juli auf seiner Sportanlage in Liechtartsthal durchführt, werden sich nicht weniger als zweitausend Sportler und Sportlerinnen beteiligen. Am 28. Juni werden die Turner mit einem Massenauflauf an der Eröffnungsfest mitwirken, einen Tag später werden hunderte Sportler an den internationalen Leichtathletikwettbewerben teilnehmen, die allem Anschein nach die interessanteste Veranstaltung des ganzen Festes sein werden. Neben hundertfünfzig der besten österreichischen Sportler werden erstklassige Kräfte aus Deutschland, der Tschechoslowakei und Ungarn an den Start gehen. Für die Tschechoslowakei werden starten: B. Broucek, S. Broucek, Antosch, Schwiß, Jahn und Gütler. Am 30. Juni, am Studententag, werden die vielen Mitglieder des Sportklubs der Arbeiterstudenten aufmarschieren und zu verschiedenen Sportbewerben antreten. Am 1. Juli kämpfen nicht weniger als zwölf Handballmannschaften in einem Turnier, und einen Tag nachher werden mehr als fünf-hundert Jugendliche ihr sportliches Können zeigen. Der 3. Juli ist den Fußballern gewidmet, die mit zwölf Mannschaften ein Rundspiel austragen werden. Am 4. Juli ist Frauentag; mehrere hundert Sportlerinnen werden sich in verschiedenen Sportdisziplinen betätigen. Am 5. Juli schließlich wird es internationale Fußballspiele und einen Massenlauf über durch Ottakring geben. Während der ganzen Woche werden außerdem Tenniswettkämpfe auf der Anlage des Vereines durchgeführt. Den Auftakt zu der großen Sportveranstaltung wird eine Championatsfahrt von mehr als hundert Fastbooten durch den Donaukanal bilden, und zwar wird diese Veranstaltung schon am 21. Juni nach der Eröffnung des neuen Bootshauses des Vereines durchgeführt werden.

### Kunst und Wissen.

Deutsche Musikakademie, 11. Absolventenabend, Mittwoch, den 25. Juni, Produktendörse. Gesang, Violine, Fide, Harfe und Orchester. Vorverkauf: E. Wepler.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters. Donnerstag (208-4), 7 1/2 Uhr: „Niobe“. Freitag (209-1), 7 1/2 Uhr: „Der Barbier von Sevilla“. Samstag (210-2), 7 Uhr: „Was ihr wollt...“. Sonntag (211-3), 7 1/2 Uhr: „Die Sache, die sich Liebe nennt“. Montag (212-4), 7 Uhr: „Rigoletto“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Donnerstag: „Denk an mich!“ Freitag: „Leinen aus Irland“. Samstag: „Ahabarber“. Sonntag: „Ahabarber“. Montag: „Die Sache, die sich Liebe nennt“.

### Der Film.

Wohin treibt der Tonfilm? Mit Sprachanatomie mußte er beginnen, bald begannen die Amerikaner mit der Gesellschaftstragödie überlittert Mißhant — z. B. „Standal“: über das Problem, ob sich eine Frau bei Nacht küssen lassen dürfe — dann versetzten sie auf Naturaufnahmen verbunden mit angenehmen Geräuschen — „Weiße Schatten“ — um endlich am Broadway zu entdecken, daß die Show, die Revue mit Stars und Artisten noch am ehesten wirken könnte — wenn man schon das Publikum zu so elementarem Geschmack erzogen hat. Damit war das Problem für Amerika gelöst, die Produktion in einem Land sekundär monopolisiert, andere Ware wurde einfach nicht erzeugt, fröhlich, oder du kriegst keine Tonfilme, und wenn Voennle besonders gut aufgelegt war, so ließ er eben alte stumme Filme synchronisieren, weil das Publikum in Amerika im Interesse der phantastischen Gewinne mit Tonfilmapparaturen nur noch nach Tonfilmen verlangte. Langsam rückte Deutschland auf: bescheiden sang vorerst Herr Tauber in einigen Kleinigkeiten, dann kam der erste große Schläger: „Der Liebeswölfer“, hierauf „Der blaue Engel“ mit Danningen, der allerdings etwas abfiel, und dann der Riesenerfolg von „Zwei Herzen im Dreivierteltakt“. Nebenbei freierte Tauber, der einfach immer

schön singt, den „Rommerfänger“. Die Filmoperette scheint da zu sein, ihre tote Schwester vom Theater abließend und so weiter Weise die wahren Probleme der neuen Kunst mit Zuckermilch übergießend. Zugegeben war der Danningfilm als Film gut, zugegeben sei, daß man sich bei obigen Operetten wirklich gut unterhält, wenn man gerade in jener Bourse ist, da man den Verstand ausschalten will — und das tut man doch wohl am besten im Schlaf — es bleibt doch die Frage: was will der Tonfilm? Ist er eine bewegtere Gramophonplatte, in die Herr Tauber & Co. hineinsäßen für zehntausende Mark? Da empfehle ich wohl besser die vorzüglichen His master's voice-Produkte, die immer spielen, wenn man will. Theaternachahmung? Damit müssen wir uns nicht befassen, das wäre überflüssig. Soll man Tragödien drehen oder anderes? — Vor allem muß darauf Rücksicht genommen werden, daß auch der Tonfilm vor allem Film sein muß: er muß das Beste des Films übernehmen, das ist die ungeheure Illusionskraft, die Möglichkeit, den Zuschauer wegzurücken aus dem Milieu ins rein Geschaute. Darum wird der Tonfilm nur dort Worte und Töne verwenden dürfen, wo die Situation nach bestimmten Worten verlangt: er sei wortfarg. Jeder Dialog ist erfahrungsgemäß im Tonfilm sad, wenn mir das gesprochen wird, was ohnehin durch Gesten ausgedrückt werden kann. Denn darin lag ja die Ueberlegenheit des stummen Films, daß sich der Zuschauer seine individuellen Ergänzungen selbst bilden konnten, darum wurde sein Ohr durch Begleitmusik eingeschläfert, damit die Apperzeption des rein optischen Eindrucks ungestört erfolgen kann, damit die Umwertungsarbeit nicht zersplittert würde. Der Tonfilmschöpfer muß Situationen schaffen, deren optisches Bild und nicht deren gedanklicher Inhalt nach akustischer Darstellung verlangen, dann wird es gehen. Und deshalb sind die bisherigen Tonfilme keine Tonfilme, sondern entweder Operetten, Shows, Gramophonimitation, oder nichts weiter. Nur ein Tonfilm, die Dupont'sche „Atlantid“ war Tonfilm: diese Angst vor dem Untergang, diese rasende Panik verlangt nach Ton, der allerdings noch nicht richtig verwendet wurde. So wie nach langen Experimenten für den Rundfunk das „Hörspiel“ erfunden wurde, so wird man für den Tonfilm erst das Substrat schaffen müssen: das Stadium des technischen Experimentierens sei vorüber, man gehe der Sache direkt zu Leibe.

Walter Lustig.

### Die Narbe am Handgelenk.

Von Manfred Tiefenbach.

„Ganz allgemein gesprochen ist natürlich alles Aberglaube“, sagte der eine Gast, dessen Namen keiner von uns verstanden hatte. Er fiel auf durch seinen schwarzen Anzug eignen Schnittes — weder Frack noch Smoking — durch die in besonderer Art weiße Wäsche, die einen Glanz ausstrahlte, als käme sie eben aus dem Laden. Und durch die Blässe seines Gesichtes mit den dunklen, tiefliegenden Augen.

„Schwarz-weiß-Künstler“ hatte einer vorher in gutmütigem Spott geäußert und ein dritter behauptete steif und fest, er müsse ein Russe sein, heiße Asmaloff oder so ähnlich.

„Ja“, wiederholte der Fremde nochmals, „an all diese Geschichten mit dem Wunschhaus und der Abwälzung des Leides schlechthin glaube ich nicht recht. Aber ich bin der Meinung, daß — sofern die Summe des Stoffes und der Kraft, die im All vorhanden sind, begrenzt und endlich ist...“ „Sie ist begrenzt — sie ist endlich!“ schrie der immer etwas vorlaute Dr. Crufen, und es hatte ganz den Anschein, als wolle er das Gespräch an sich reißen und uns wieder einmal mit einer eingehenden Darlegung seiner naturwissenschaftlichen Theorien langweilen. Aber plötzlich schwieg er still und sein Gesicht verzerrte sich komisch.

„Wenn dem also so ist“, fuhr der Blasse mit einem zarten und traurigen Lächeln fort, „so ist wohl auch die Summe alles Leides und aller Tapferkeit und Liebe und Feinheit, aller Vast und aller Tugenden durchaus konstant. Und ich kann mir durchaus denken, daß ein Mensch, der einen anderen sehr, sehr liebt, in der Lage ist, diesem allen Schmerz des Körpers abzunehmen und alle Kleinmütigkeit der Seele aus Kosten der eigenen Gesundheit natürlich und der eigenen Tapferkeit. Ja — das kann ich mir denken.“

„Oh — es müßte schön sein, wenn es so wäre“, seufzte ein junges Mädchen von schwärmerischem Aussehen und seine Augen wurden feucht.

„Ich glaube, in seltenen Fällen ist es geschehen“, sagte der Unbekannte und blickte zu dem Mädchen hinüber — nicht mißbilligend, eher gerührt, tröstend, gütig.

„Solche schönen, trostreichen Vorstellungen werden sich selber Gottes niemals beweisen lassen“, meinte die Gastgeberin, und ihr feines, von zahllosen Fältchen überzogenes Matronengesicht, das von vielen verborgenen Schmerzen berich-tete, sah ernst und nachdenklich aus.

„Ich könnte eine Geschichte erzählen, die man vielleicht als Beweis gelten lassen wird“, sagte der Fremde. „Sie ist in Rußland passiert, vor wenig mehr als einem Jahrzehnt.“

„Also doch ein Russe“, flüsterte mein Nachbar triumphierend. „Ich winkle ihm zu, still zu sein, denn ich fürchtete, der andere würde aufhören, ehe er noch begonnen hätte. Aber der hatte die leise hingeworfene Bemerkung gar nicht beachtet. Er spielte mit der schmalen, goldenen Uhrkette und bemühte sich offensichtlich um einen geeigneten Anfang.“

„Sie kennen das furchtbare Erlebnis Do-

stojewski“, begann er wieder und seine Stimme bekam einen schmerzlich verhaltenen Klang. Wir alle hielten fast den Atem an und hingen wie gebannt an seinen Lippen. „Daß er begnadigt wurde, als sich bereits die Gewehrläufe auf ihn richteten. Ich denke, ihm muß zu Mute gewesen sein, wie Lazarus, da man ihn aus dem Grabe erweckte. Aber Dostojewski ist nicht der einzige gewesen, den man auf diese Art bis an die Grenze zwischen Diesseits und Jeniseits brachte, ehe man ihn dem Leben wiedergab. Vielen, vielen ist es ähnlich gegangen — die Geschichte von einem von ihnen kann ich erzählen.“

Er wartete keine Aufforderung dieser Art von uns ab — sah es wohl unsern Gesichtern an, daß es dessen nicht bedurfte.

„Dieser eine nun“, sagte er, „nennen wir ihn Asmaloff — um ihm überhaupt einen Namen zu geben — wurde von den Häschern ergriffen, auf Grund irgendeiner Demütigung, und in die unterirdischen Katakomben der Peter-Paul-Festung geworfen. Es handelte sich um ein politisches Delikt, natürlich. Ich brauche das nicht zu erzählen — Sie hier könnten das alles doch nicht begreifen. Keine ehrlöse Tat, Kampf gegen die herrschenden Mächte. Jedenfalls wurde er verurteilt. Katanga — Kettenarbeit irgendwo in Sibirien. Kein endgültiges Urteil — auch so etwas war möglich — ist heute noch möglich. Er wußte nicht, für wieviel Jahre er dort würde schmachten müssen. Ob nicht gar Jahrzehnte — vielleicht sogar lebenslanglich. Ja, es konnte sein, daß man ihn noch einmal den Prozeß machte, in seiner Abwesenheit! Daß man ihn zum Tode verurteilte. Er wußte nichts.“

Asmaloff war jung damals, glühend und gläubig. Aber auch zart und zerbrechlich. Er hatte eine Frau, jung wie er, begeisterungsfähig wie er. Sie teilte seine Ueberzeugungen. Aber beschreiben — beschreiben kann ich sie Ihnen nicht. Ich müßte weinen, wenn ich nur ausmalen wollte, wie sie ausah. Und es ist peinlich und furchtbar, einen Mann weinen zu sehen.

Diese Frau — Wera hieß sie mit Recht, denn Wera bedeutet „der Glaube“ — Wera also begleitete ihn bis zu jener Stelle, wo Europa sich an Asien lehnt. Bis zu dem berühmten, berühmten Fels der Tränen, von dem Sie gewiß bereits gehört haben. So weit und nicht weiter war es den Angehörigen erlaubt, den Verurteilten, den Verdammten das Geleit zu geben. Dann kehrte sie nach Petersburg zurück.

Diese junge, mädchenhaft aussehende Frau brach unter der Schwere und Ungewißheit ihres Schicksals nicht zusammen. Sie sah zart und schwächlich aus, gewiß. Aber, was will das bedeuten! Sie besah das Herz einer Löwin und sie duldete ohne zu klagen, das Bild ihres Mannes — des Mannes — im Innern bergend als schönsten, köstlichsten Besitz. Eines Mannes, den sie liebte, der nun Schweres, Schwerstes, ja Grauenhaftes litt um einer Idee willen, die auch die ihre war.

### Kinderfreunde Prag.

Heute, Donnerstag (Fronleichnam) treffen sich die Kinder ab 9 Uhr auf der Schwarzenberginsel. Baden und Spiele um 17 Uhr gesonderte Zusammenkunft der Roten Falken.

Keine Tapferkeit freilich und keine Stärke vermochte die Sehnsucht in ihr zu töten — die Sehnsucht danach, jenen Mann wiederzusehen den sie opfern mußte, fast, ehe sie ihn noch richtig besah. Erlauben Sie es mir, zu beschreiben, welche unglaublichen Anstrengungen sie machte, um sich die Erlaubnis zur Reise nach dem Osten zu erwirken, wie sie die unteren Beamten bestach, in den Vorzimmern der Mächtigen bettelte und wartete, die Behörden mit Bittgesuchen bestürmte. Als sie endlich die Genehmigung erhielt, hatte sie bereits mehr als die Hälfte ihres kleinen Vermögens geopfert.

An einem trübem, frostigen Herbsttage langte sie in dem kleinen Bergwerke an, wo ihr Mann als Sträfling seit drei Jahren büßte. Sie hatte die Erlaubnis bekommen, drei Stunden lang unter vier Augen mit Asmaloff sprechen zu können und sie zögerte keinen Augenblick, von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen und jenes Wiedersehen herbeizuführen, von dem sie sich Kraft für ihr Weiterleben erhoffte — und für das seine!

Es wurde eine furchtbare Enttäuschung! Wera hatte sich keinen Illusionen hingeben. Sie wußte: er wird schmutzig und grau und wund und elend aussehen. Und er sah wirklich so aus und noch ein bißchen schlimmer. Aber das Entsetzliche: Der Mann, der weinend und bebend und schluchzend seinen Kopf in ihrem Schoß barg, der stammelte, röchelte und schrie — das war in nichts mehr der Mann, der sie geliebt hatte, dessen Bild sie im Herzen trug. Drei Jahre Kettenarbeit hatten das Beste in ihm vernichtet, seinen Stolz, seinen Glauben, seinen Mut. Gatten alles in ihm zerbrochen, wodurch er ihr lieb und teuer geworden war, und nichts hinterlassen, als einen mar- und kraftlosen, stennenden, verzweiferten — Sträfling.

Sie begriff. O ja, sie begriff, verstand und verzog! Aber was konnte das helfen. Als sie endlich — endlich — nach drei Stunden, die ihr zur Ewigkeit geworden waren — den Arker verließ, taumelnd beinahe und fast ohnmächtig, da spürte sie in ihrem Innern eine unendliche Leere. Sie suchte nach ihrer Liebe zu diesem Manne und entdeckte sie nicht — fand nichts anderes mehr in ihrem Herzen als ein grenzenloses, quälendes Mitleid.

In dem kleinen Stübchen, das sie sich gemietet hatte, warf sie sich vor ihrem Bett auf die Knie, rang die Hände, weinte, schrie, daß der Bauerin nebenan ganz angst und bange wurde. „Töte ihn“, flehte Wera schließlich den Himmel an, ehe sie, völlig erschöpft, auf ihr Lager sank.

Aber am Morgen, stumpf und müde und nutzlos geworden durch die Trauer dieser schweren Nacht, reute sie der Wunsch, den sie am Abend vorher ausgestoßen hatte. Es schien ihr Sünde und Grausamkeit, denn sie hatte wohl gesehen, wie sehr dieser Mann noch immer am Leben hing. Und mit der gleichen Inbrunst, mit der sie seinen Tod gewünscht hatte, wünschte sie jetzt, daß er leben möge.“

Der Russe machte eine lange Pause, drehte sich mit seinen schmalen, nervösen Fingern eine Zigarette. Blöhhlich sah ich — was ich bislang nicht bemerkt hatte —, daß eine breite, bandförmige Narbe um sein Handgelenk ging, wie die Spur einer lange Zeit getragenen Fessel.

„Und?“ ... fragte Dr. Crufen, der sich offenbar nicht länger zurückhalten konnte.

„Und?“ Der Russe zwang seinen schmalen, blaffen Lippen ein trauriges Lächeln ab. „Der Rest ist schnell erzählt. An demselben Abend, da Asmaloff den Besuch seiner Frau empfangen hatte, wurde ihm eröffnet, er sei auf Grund weiterer Ermittlungen nachträglich zum Tode verurteilt worden und werde am nächsten Morgen hingerichtet werden. Er brach zusammen wie ein gefälltes Tier — er glaubte, seine Frau habe darum gewußt, ihr Besuch sei sozusagen ein letzter Gnadenakt der Regierung gewesen, und — und sie habe ihm verschwiegen, daß er am anderen Tage sterben müsse.“

Am anderen Morgen aber — nun, da ging es ihm wie Dostojewski. Es heißt, es wäre eine Verwechslung gewesen — es gab zwei Asmaloff im Bergwerk. Ja, es wurde ihm sogar eröffnet, daß er begnadigt worden sei, daß er frei ist — frei — frei!“

Der Erzähler betupfte seine feucht gewordene Stirn mit dem Taschentuch.

„Ja“, sagte er, „Asmaloff war frei. Und kam gerade noch zur Zeit, um für die Beerdigung seiner Frau zu sorgen. Sie hatte sich mit Veronal vergiftet.“

Durfte er — ich frage Sie, meine Herren — durfte er anderes erwarten? Da sie starb, war, sollte er sterben. Da sie schwach wurde, gab sie ihm ihre Kraft — und er durfte leben — auf ihre Kosten...“

Herausgeber: Siegfried Taub.  
Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Richter.  
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß, Prag.  
Druck: „Kola“ u. G. für Zeitung und Buchdruck, Prag.  
Für den Druck verantwortlich: Otto Sölll, Prag.  
Dr. Zeitungsmarktenkatur wurde von der Post u. Telegraphen-Verwaltung mit Erlaß Nr. 13.000/VII/1930 bewilligt.